

DOSSIER

Blättern im Familienalbum

GROSSELTERN. Wenn sie noch erzählen könnten, nimmt es uns meist nicht wunder, und wenn es uns wunder nähme, sind sie oft nicht mehr da. Was wissen wir von Grossmutter und Grossvater – insbesondere aus jenen Tagen, als sie noch jung waren? «reformiert.» greift eine Idee des Berner Künstlers Mats Staub auf, der seit Jahren Enkelinnen und Enkel nach ihren Grosseltern befragt (und nun einen Teil der riesigen Erinnerungssammlung im Berner Museum für Kommunikation ausstellt): Sieben Redaktorinnen und Redaktoren haben die alten Fotoalben vom Estrich geholt und sind eingetaucht in die Geschichte ihrer Ahnen. > **Seiten 5–8**



PORTRÄT

Ein Bündner in Afghanistan

MARKUS COTT. Eigentlich ist er ja katholischer Theologe. Aber schon seit zehn Jahren ist der in Tinizong GR aufgewachsene Markus Cott, 41, für das Internationale Komitee des Roten Kreuzes (IKRK) auf der halben Welt unterwegs. Jetzt gerade in Afghanistan. «Wer nichts von der Welt gesehen hat, kann auch nicht Seelsorger sein», ist er überzeugt. > **Seite 12**

KOMMENTAR

RITA JOST
ist «reformiert.»-
Redaktorin in Bern



Eine Lizenz zum Töten? Nein.

Wer versucht, die Sterbehilfe gesetzlich neu zu regeln, gerät in Teufels Küche. Das musste auch Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf erfahren: In einem Interview mit «reformiert.» hatte sie vor zwei Jahren erklärt, sie wolle die Sterbehilfe nicht verbieten, aber «besser kontrollieren». Damit zielte sie klar auf die Sterbehilfeorganisationen «Exit» und «Dignitas», die in der Schweiz tätig sind. Mit unterschiedlichem Zielpublikum und unterschiedlich transparenten Zahlen.

REGLEMENTIEREN? Zwei Vorschläge hat die Justizministerin schliesslich in die Vernehmlassung geschickt: ein generelles Verbot von Sterbehilfeorganisationen oder eine strengere Reglementierung von deren Tätigkeit – konkret sollten nur unmittelbar vom Tod bedrohte Kranke Sterbehilfe beanspruchen dürfen. Beide Vorschläge sind auf breite Ablehnung gestossen. Nun will die Justizministerin einen neuen Vorschlag ausarbeiten lassen, der Chronischkranke nicht mehr ausschliesst.

KONTROLLIEREN! Es zeigt sich: Der geltende Artikel 115 des Strafgesetzbuchs, der Sterbehilfe nicht legalisiert, aber – wenn sie uneigennützig geschieht – für «straffrei» erklärt, ist weise formuliert. Wer beginnt, «Berechtigte» und «Nicht-berechtigte» zu definieren, verstrickt sich unweigerlich. Sterbehilfe kann nicht ein einforderbares Recht sein, in einem Staat, der das Leben seiner Bürger schützt. Sterbehilfe ist Nothilfe im Ausnahmefall. Und das muss sie auch bleiben. Sterbewilligen den Giftbecher gewerbsmässig und gewinnorientiert zu reichen, ohne Alternativen zum Sterben anzubieten, darf nicht sein. «Besser kontrollieren!» wäre tatsächlich die sauberste Lösung. Dafür braucht es aber kein neues Gesetz.

Kein Lösungsansatz kann überzeugen

STERBEHILFE/ Die Vorschläge des Bundesrats zur Regelung der Sterbehilfe sind durchgefallen. Was nun?

Sterbehilfe ist in der Schweiz seit 1942 straffrei, wenn ihr keine selbstsüchtigen Motive zugrunde liegen – weiter gehende Bestimmungen dazu gibt es nicht. Die ständigen Schlagzeilen über die Sterbehilfeorganisationen und die starke Zunahme des sogenannten Sterbetourismus veranlassten den Bundesrat aber, Ende 2009 zwei Vorschläge zur Regelung der Suizidhilfe in die Vernehmlassung zu schicken: Der erste sah ein generelles Verbot der organisierten Sterbehilfe vor, der zweite eine strikte Reglementierung.

VORBEHALTE. Beide Vorschläge sind nun bei einer Mehrzahl der Stellung nehmenden Parteien und Institutionen auf breite Ablehnung gestossen. Einzig die Kirchen, die CVP und die EVP haben sich für den einen oder anderen Vorschlag erwärmen können. Bei allen anderen sind beide Varianten klar durchgefallen. Begründung: Sie seien zu restriktiv. Die Nationale Ethikkommission etwa befand, man könne die Sterbehilfe nicht nur auf Personen beschränken, die unmittelbar vom Tod bedroht sind, und sie etwa bei Chronischkranken untersagen.

SKEPSIS. Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf hat auf den Unmut reagiert und inzwischen eine liberalere Lösung angekündigt. Diese solle die Suizidhilfe «unter bestimmten Bedingungen» auch bei Chronischkranken erlauben.

«Ich frage mich, was die Bundesrätin mit einer liberaleren Regelung genau meint», wendet Frank Mathwig ein, Beauftragter für Theologie und Ethik beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK). «Liberalisiert man den zweiten Vorschlag, ist man schnell beim Status quo. Die aktuelle Diskussion weist in eine Richtung, bei der man am Ende dort sein wird, wo man schon heute ist.» Das grundlegende Dilemma bei der Frage um die Sterbehilfe sei, dass man eine moralische Frage, die gesellschaftlich noch nicht geklärt sei, in den Bereich der Gesetzgebung abschiebe.

Ins gleiche Horn stösst die Leiterin des Instituts Dialog Ethik, Ruth Baumann-Hölzle: «Man müsste zuerst eine gesellschaftspolitische Grundsatzdiskussion führen, denn es stehen unendlich viele grundsätzliche ethische Fragen an», meint die Theologin. Zudem müsse man die Suizidhilfeorganisationen genau untersuchen, ehe man Re-

gelungen erlasse. «Als 1942 das noch heute gültige Gesetz verabschiedet wurde, ging man davon aus, Suizidhilfe sei ein Freundschaftsdienst in einer Notlage», erinnert Ruth Baumann-Hölzle. «Dass es einmal Organisationen gibt, die diesen Dienst professionell übernehmen, war damals nicht abzusehen.» Man müsse sich jedenfalls bewusst sein, dass jede Regelung, die man erlasse, einer Lizenzierung des Tötungsaktes entspreche. «Die Tötungshandlung, die bisher eine Ultima-Ratio-Handlung war, wird damit im öffentlichen Raum akzeptiert.»

UNGELÖSTE FRAGEN. Der Sozial- und Wirtschaftsethiker Helmut Kaiser, Pfarrer in Spiez BE, hält die bestehende Regelung für eine gute Grundlage für die noch zu führende Diskussion. «Für mich ist wichtig, dass man die Grundsätze vom Recht auf Leben mit dem Recht auf Selbstbestimmung zusammenführt», sagt Kaiser. «So verhindert man, dass man bei Öffnungen oder Einschränkungen in Extreme verfällt.» Besonders achtsam müsse man sein, wenn die Erlaubnis zum assistierten Suizid auf Chronischkranke, Demenzkranke und psychisch Kranke ausgeweitet werden soll, findet der Ethiker. «Da bin ich sehr skeptisch, weil sich die Frage stellt, ob hier die Selbstbestimmung überhaupt gegeben ist. Hier sollten Alternativen zum assistierten Suizid gesucht werden.» **ERIK BRÜHLMANN, MARIUS LEUTENEGGER**



Das Sterbehilfepräparat Pentobarbital-Natrium



SCHWEIZ

Fahrende und Sesshafte

JENISCHE. Sie zahlen Steuern, leisten Militärdienst und schicken ihre Kinder zur Schule – wenigstens im Winter: die Schweizer Jenischen. Doch wenn sie Standort- oder Durchgangsplätze fordern, gibts Opposition der Sesshaften. Ressentiments gegen Fahrende sind weit verbreitet: Nicht nur Nicolas Sarkozy schürt sie. > **Seite 3**



NOTFALLSELSORGE

Auf das Chaos vorbereitet

KATASTROPHEN. Beim Unglück an der Love Parade in Duisburg standen Pfarrer und Pfarrerinnen den traumatisierten Betroffenen bei. Wer hilft im Kanton Zürich im Fall von Katastrophen? Nachforschungen ergeben: Die Landeskirchen kennen die Institution der Notfallseelsorge schon lange, sie kommt jedoch vor allem bei traumatischen Ereignissen im Alltag zum Einsatz. > **Seite 2**

NACHRICHTEN

Rücktritt von Bischof Huonder gefordert

BISTUM CHUR. Bereits im Juli kam es im Bistum Chur zu scharfen Protesten gegenüber Bischof Vitus Huonder, weil er den erzkonservativen Generalvikar Martin Grichting als möglichen zweiten Weihbischof ins Gespräch gebracht hatte. Jetzt forderte Vitus Schmid, Dekan des Zürcher Oberlands, den Rücktritt des Bischofs. Die weitere Entwicklung war bei Redaktionsschluss noch offen. BU

Heks hilft in Pakistan

FLUTKATASTROPHE. Heks leistet gemeinsam mit Caritas mit einer Million Franken Soforthilfe für die Flutopfer im Nordwesten Pakistans. Das Hilfswerk ist seit fünf Jahren zusammen mit der Partnerorganisation Anatolian Development Foundation in Pakistan tätig. Heks-Sprecherin Susanne Stahel weist darauf hin, wie wichtig die Kenntnisse der lokalen Verhältnisse sind, damit die Spenden bei den Hilfsbedürftigen ankommen. BU

Gerechterer Lohn für Näherinnen nötig

MINDESTLOHN. Zehn Rappen mehr pro T-Shirt fordert die «Kampagne für saubere Kleidung», die auch von Brot für alle unterstützt wird. Wenn für jedes T-Shirt, das gekauft wird, zehn Rappen mehr bezahlt würden, könnte das für die dreissig Millionen Textilarbeitenden in Asien eine grosse Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse bedeuten. Zum Beispiel, dass die Kinder der Näherinnen satt statt unterernährt sind. (www.zehnrapen.ch). BU

reformiert.

IMPRESSUM/

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Zürcher, Aargauer, Bündner «Kirchenboten» und des Berner «saemann».

www.reformiert.info

Redaktion: Christa Amstutz, Delf Bucher, Markus Dettwiler, Jürgen Dittrich, Samuel Geiser, Rita Gianelli, Käthi Koenig, Fadrina Hofmann, Rita Jost, Reinhard Kramm, Martin Lehmann, Annegret Ruoff, Daniela Schwegler, Christine Voss

Blattmacher: Martin Lehmann

Layout: Marcel Deubelbeiss, Nicole Huber

Korrektur: Yvonne Schär

Auflage: 720 000 Exemplare

reformiert. Kanton Zürich**Herausgeber:**

Trägerverein reformiert.zürich.
Präsident: Pfr. Rolf Kühni, Stäfa

Geschäftsleitung:

Kurt Bütikofer, Präsident

Redaktionsleitung: Jürgen Dittrich**Adresse Redaktion/Verlag:**

Postfach, 8022 Zürich
Tel. 044 268 50 00, Fax 044 268 50 09
redaktion.zuerich@reformiert.info

Redaktionsassistentin: Elsbeth Meili**Verlagsleitung:** Corinne Fischbacher**verlag.zuerich@reformiert.info****Inserate:** Preyergasse 13, 8022 Zürich

Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09

anzeigen@reformiert.info**Inserateschluss:** 2. September 2010

(erscheint am 24. September 2010)

Adressänderungen:

Stadt Zürich: 043 322 18 18

Stadt Winterthur: 052 212 98 89

Übrige Gemeinden: Kirchgemeinde-

sekretariat (s. Gemeindebeilage)

Mix
Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten
Wäldern, kontrollierten Herkünften und
Recyclingholz oder -fasern
www.fsc.org, Zert.-Nr. SGS-COC-2722
© 1996 Forest Stewardship Council



Duisburger Notfallseelsorgende auf dem Weg zum Trauergottesdienst

Beistand im Chaos

SEELSORGE/ Nach der Massenpanik in Duisburg leisteten Pfarrerinnen und Pfarrer wichtige Dienste. Wie steht es um die Notfallseelsorge in Zürich?

Fünfzehn Notfallseelsorger und -seelsorgerinnen waren von Anfang an in Duisburg mit dabei. Sie wollten die Loveparade als Übungstag nutzen. Nach der Katastrophe leisteten schliesslich fünfzig Pfarrerinnen und Pfarrer zusammen mit ebenso vielen Kollegen von Polizei und Rettungsdiensten an provisorisch eingerichteten Betreuungsplätzen psychosoziale Erste Hilfe. «Zunächst war die Situation für uns völlig unübersichtlich», sagt Joachim Müller-Lange, Landespfarrer für Notfallseelsorge und Leiter des Einsatzes in Duisburg. Er fordert jetzt, dass die Notfallseelsorge fester Bestandteil bei der Planung von Grossereignissen sein müsse. «Ich wünsche mir, dass wir ohne Wenn und Aber in den Katastrophenschutz integriert werden.»

VIELE HILFSANGEBOTE. Laut «Schutz und Rettung Zürich» käme bei einem grösseren Vorfall, zum Beispiel an der Streetparade, als Erstes das eigene Betreuungsteam zum Einsatz. Es besteht aus Psychologen, Psychiatern, Pflegepersonal und Seelsorgern, die Zivilschutz leisten. Wenn dies nicht ausreichte, würden externe Kräfte beigezogen, zum Beispiel das kirchliche Notfallseelsorgenetz und die psychologischen Hilfsorganisationen, mit denen die Kantonspolizei zusammenarbeitet. In die

Planung für die Streetparade waren diese allerdings nicht involviert. Ganz anders bei der Euro08. Dort waren die Notfallseelsorger und -seelsorgerinnen der Landeskirchen, die eine spezielle Ausbildung in psychologischer Nothilfe mitbringen, von Anfang an an den Vorbereitungssitzungen der Einsatzkräfte vertreten.

MEHR KOORDINATION. Jürg Wichser, Pfarrer und Gesamtleiter der kirchlichen Notfallseelsorge im Kanton Zürich, würde einen engeren Einbezug im Vorfeld von Grossveranstaltungen begrüßen. «Alle nötigen Angebote für psychosoziale Nothilfe sind vorhanden, sie müssen nur klar koordiniert werden», sagt er. Ein vom Regierungsrat in Auftrag gegebenes Konzept für die Zusammenarbeit aller Akteure bei Grossereignissen sei jedoch in Arbeit. Vor fünf Jahren hat die reformierte Landeskirche ein Notfallseelsorgenetz im ganzen Kanton aufgebaut, in dem auch die katholische Seite mitwirkt und das in sieben Regionen aufgeteilt ist. 150 Personen, mehrheitlich Gemeindepfarrer und -pfarrerinnen, gehören dazu. In jeder Region ist immer jemand auf Pikett und per Pager erreichbar. Bei traumatisierenden Ereignissen im Alltag kommen die Pfarrerinnen und Pfarrer häufig zum Einsatz. Die Notfallseelsorgenden wurden

im letzten Jahr 126-mal von den Blaulichtorganisationen zu Hilfe gerufen. Meistens handelte es sich dabei um Todesfälle durch Unfälle, häusliche Gewalt oder Suizid, und es galt, den Angehörigen beizustehen, bis das soziale Netz oder eine weiter gehende fachliche Hilfe greifen konnten.

GEMEINSAME AUSBILDUNG. In Bern ist die Notfallseelsorge integraler Bestandteil der Einsatzkräfte. 71 Pfarrerinnen und Pfarrer gehören zusammen mit Fachleuten aus Medizin, Psychologie und Pflege sowie Helfern und Helferinnen aus anderen Berufen zum 179-köpfigen Care Team Kanton Bern. Immer zwei Teammitglieder sind während jeweils einer Woche bei der Sanitätsnotrufzentrale Nr. 144 stationiert. Die Zürcher Notfallseelsorgenden absolvieren ihre theoretische Ausbildung in psychologischer Nothilfe in Bern, während sie den praktischen Teil bei den heimischen Blaulichtorganisationen leisten. «Auch nach der Ausbildung sollte man regelmässig mit den Rettungsdiensten mitfahren», sagt Pfarrer Bernhard Stähli, Ausbildungsverantwortlicher und Koordinator des Berner Care Teams. «Übung macht den Meister und hilft in ausserordentlichen Lagen, die Ruhe und den Überblick zu bewahren.» CHRISTA AMSTUTZ

Klostergärten – vom Glanz des Paradieses

GARTENKULTUR/ Wie eng Garten und Glaube miteinander verbunden sind, zeigt eine Ausstellung in der St. Galler Stiftsbibliothek.

In der Bibel nimmt die Menschheitsgeschichte im Garten Eden ihren Anfang. Vor allem Mönche und Nonnen waren es, die im Mittelalter mit ihren Klostergärten die Erinnerung an verlorene Paradiese wachhielten. In einer Sonderausstellung zu Heilkräutern und Klostergärten in der St. Galler Stiftsbibliothek – die noch bis zum 7. November dauert – zeigt sich das schon in der ersten Schauvitrine mit dem St. Galler Klosterplan. In diesem berühmten Dokument aus dem 9. Jahrhundert kommt zum Ausdruck, welch grosse Bedeutung der Gartenbau damals für die Klöster hatte.

GARTEN SPIRITUELL. Überraschend ist dies keineswegs. Bereits der Ordensgründer Benedikt hat eine seiner Regeln dem Anlegen des Klos-

tergartens gewidmet. Überraschend ist dagegen, dass im Klosterplan die Obstbäume direkt auf dem Friedhof eingezeichnet sind. Was zeigt: In der Welt des Mittelalters war das Heilsgeschehen noch zeichenhaft im Alltag präsent – die Apfelbäume erinnern an den Baum der Erkenntnis. So halten die Obstbäume den Gläubigen zweierlei vor Augen: die Vergänglichkeit, die durch die Erbsünde in die Welt gekommen ist, und die Hoffnung auf die Auferstehung am Jüngsten Tag. Auch die Heilkräuter im Klostergarten haben einen religiösen Bezug: Mit dem Heilen standen Mönche in der Nachfolge Jesu.

GARTEN ALS MACHTSYMBOL. Einige Vitrinen und damit einige Jahrhunderte weiter zeigt sich: Gartenan-

lagen dienen längst nicht mehr nur der Menschenliebe, sondern auch der Machtentfaltung. Der Barockgarten ist ein Beispiel dafür, wie sich die Natur dem Willen der St. Galler Fürstbäbe zu beugen hatte. Raffinesse war angesagt – Alleen, Labyrinth aus Spalierbäumen, mittendrin ein Lusthäuschen, dominierten die Gartenkultur. Immer neue Exoten sollten den Garten bereichern – so wuchsen schon um 1770 im Kloster Marienberg oberhalb des Bodensees, einer Dépendance der sanktgallischen Fürstbäbe, Erdbeeren mit «baumnussgrossen Früchten». Der Pater Honoratus Peyer im Hof notierte damals in seinem Tagebuch, wie die holländischen Erdbeeren – von «ausserordentlich lieblichem Geschmack» – zu pflanzen seien.

BOTANISCHER GARTEN. Heute ist im Kloster St. Gallen nichts mehr von jener Gartenkultur zu sehen. Aber wer nach einem Rundgang durch die Ausstellung in der Stiftsbibliothek noch Lust auf Grün hat, kann im Botanischen Garten von St. Gallen spazieren. Hier sind alle im St. Galler Klosterplan erwähnten Pflanzen speziell markiert. DELF BUCHER



BILD: STIFTSBIBLIOTHEK

Heil aus dem Klostergarten

Die Vertreibung aus dem Garten Eden ist in der handkolorierten Kolberg-Bibel von 1483 dargestellt. Nach dem Sündenfall zeigen heilbringende Klostergärten auf der Erde einen Abglanz vom Paradies.

Die STIFTSBIBLIOTHEK St. Gallen ist täglich geöffnet.
www.stiftsbibliothek.ch



Müssen oft als Sündenböcke für allerlei Missstände hinhalten: Fahrende (Bild: Standplatz in Versoix)

Jenische in der Vorurteilsfalle

FAHRENDE/ Das schlechte Image der Roma trifft alle Fahrenden – und blockiert Stellplatzprojekte in der Schweiz.

Fahrende

Roma ist der Oberbegriff für eine ursprünglich aus Indien stammende Volksgruppe. In Europa leben 12 bis 15 Millionen Roma, in der Schweiz ungefähr 30 000. Die meisten Roma sind sesshaft und integriert.

Jenische sind europäischen Ursprungs mit eigener Sprache und Kultur. Nur 2500 der 35 000 Schweizer Jenischen sind fahrend und in Gruppen von maximal zehn Wagen unterwegs, während Roma oft mit Konvois von gegen fünfzig Wohnwagen herumziehen.

Europa hasst die Zigeuner, der Osten sowieso: 1999 werden in der tschechischen Stadt Usti Mauern errichtet, um die Roma zu ghettoisieren. In Rumänien und Bulgarien werden gemäss Unicef-Bericht (2007) weniger als sieben Prozent der Roma-Kinder eingeschult. Und in Ungarn findet 2009 eine Serie von rassistisch motivierten Morden an Roma statt.

Aber auch in Westeuropa müssen die Fahrenden derzeit wieder einmal als Sündenböcke für alle möglichen Missstände herhalten. In Frankreich schürt Staatspräsident Nicolas Sarkozy bewusst Ressentiments gegen die Zigeuner und lässt mit martialischen Begleitgeräuschen Roma-Lager räumen. Französische Nichtregierungsorganisationen, aber auch die Kirchen, verurteilen das gefährliche Spiel: Die evangelische Kirche Frankreichs etwa weist nüchtern auf die Gesetzeslage hin: Nach dieser müsste jede Gemeinde mit mehr als 5000 Einwohnern Stellplätze für die Fahrenden bereitstellen.

ZU KLEIN. Die Forderung nach mehr Stellplätzen führt in ganz Europa zu Konflikten – zwischen den Sesshaften und der kleinen Minderheit der Fahrenden. Auch in der Schweiz. Seit Jahren kämpft die Jenischenorganisation «Radgenossenschaft» für mehr Stellplätze. Tatsächlich wird es für die 2500 Schweizer Jenischen, die reisen – die Mehrheit der rund 35 000 Menschen zählenden Volksgruppe ist längst sesshaft geworden –, eng. Für sie steht auf den hiesigen Stand- und Durchgangsplätzen eine Fläche von gerade mal 25 Fussballfeldern bereit. Bereits 2006 hielt eine Studie des Bundesrats fest, dass zu den rund fünfzig bestehenden 38 zusätzliche Durchgangsplätze für Schweizer Fahrende sowie zehn grosse Durchgangsplätze mit 35 bis 50 Stellplätzen für ausländische Fahrende fehlten.

May Bittel, Jenischensprecher der «Radgenossenschaft» in der Westschweiz und Pastor der Zigeunermission, sagt denn auch: «Die konsequente Verweigerung von Stellplätzen

erhöht bei uns den Druck zur Sesshaftigkeit.» Dabei hat er 2003 vor dem Bundesgericht einen folgenreichen Entscheid erstritten: Der Staat müsse es den Fahrenden ermöglichen, ihre nomadische Lebensweise beibehalten zu können, urteilten die Richter in Lausanne. Dieses minderheitenfreundliche Urteil scheiterte aber an den politischen Realitäten in den Kantonen und Gemeinden, sagt Bittel.

«Die Schweizer Fahrenden leisten Militärdienst, zahlen Steuern und schicken ihre Kinder in die Schule – jedenfalls im Winter.»

•••••
PAUL FINK, BUNDESAMT FÜR KULTUR

ZU SIMPEL. Erst jüngst wurde im Kanton St. Gallen ein Konzept für vier Durchgangsplätze und einen Transitplatz für ausländische Fahrende im Kantonsparlament bachab geschickt. Ausschlag gab die Drohung der SVP, die Regierungsvorlage für neue Plätze mit einem Referendum zu bekämpfen. Bei solchen Entscheiden schwingen nach Ansicht des Jenischenpastors immer Schlagzeilen von bettelnden Roma-Kindern oder rumänischen Diebesbanden mit: «Das ist die Krux der Schweizer Fahrenden: Wir werden alle in einen Topf geworfen», sagt Bittel frustriert. In der Schweiz lebten rund 30 000 sesshafte Roma und gut ebenso viele sesshafte Jenische (vgl. Kasten) – aber die einen wie die anderen würden gern im selben Atemzug genannt wie Asylbewerber, Sans-Papiers oder Roma, die aus Armut aus Osteuropa migriert seien. Und wenn Bittel auch immer die gemeinsame Verfolgungsgeschichte aller europäischen Fahrenden mit den Hunderttausenden Ermordeten im Holocaust im Bewusstsein halten will, sagt er doch: «Es ist wichtig, diese Unterschiede zu sehen.»

ZU KOMPLEX. Auch Paul Fink, Vertreter des Bundesamts für Kultur, sieht in der fehlenden Kenntnis über die Lebensweise der Jenischen die Ursache, dass die Schweiz immer noch so wenig Stellplätze hat: «Die sesshafte Bevölkerung macht sich kein richtiges Bild von den Schweizer Fahrenden. Das sind Menschen, die Militärdienst leisten, Steuern zahlen und deren Kinder zumindest im Winter die Schule besuchen.» Er macht aber auch darauf aufmerksam, dass initiative Politiker etwas erreichen könnten – und verweist auf Christian Theus, den Gemeindepräsidenten von Bonaduz, wo die Jenischen bereits vor Jahren einen Durchgangsort bekommen haben.

Die nächste Abstimmung über einen Durchgangsort steht am 26. September in Ibach SZ an. Auf der Webseite des örtlichen Schiessvereins läuft dazu eine Umfrage («Soll im Schachen ein Durchgangsort für Fahrende errichtet werden?»), zudem wird auf den Artikel «Ziehen Roma-Clans nun in die Schweiz?» der Zeitung «20 Minuten» vom 2. August verwiesen: Darin ist zu lesen, die Schweiz sei möglicherweise just wegen der geringen Zahl von Stellplätzen für Fahrende unattraktiv und darum im Unterschied zu anderen Ländern bislang nicht von Roma überrollt worden. – Fazit: Bis in die Siebzigerjahre wies die Schweiz sämtliche Roma an der Grenze ab. Heute gewährt sie ihnen zwar Zutritt, aber keinen Platz. **DELFBUCHER**

72 Stunden lang

JUGENDVERBÄNDE/ Eine Million Arbeitsstunden haben Jugendliche mit der ersten Aktion «72 Stunden» vor fünf Jahren der Schweiz geschenkt. Nun tun sie es wieder: vom 9. bis 12. September.

Eine geballte Ladung von guten Taten haben sich die Schweizer Jugendorganisationen für die 72 Stunden von Donnerstag- bis Sonntagabend vorgenommen. Welches Projekt es innerhalb dieses Zeitraums zu realisieren gilt, erfahren die freiwilligen Mitarbeiter erst an Ort und Stelle. Zudem steht den Gruppen für die Umsetzung kein Geld zur Verfügung: Allfällige materielle Unterstützung müssen sie selbst finden.

KREATIVE IDEEN. Ein Segelboot für Behinderte, ein Sinnesparcours für Altersheimbewohner, Hotels für Wildbienen – an Ideen mangelt es den

Organisatoren nicht. Wälder und Velos werden geputzt, Spielplätze und Feuerstellen gebaut, Maler- und Gärtnerdienste angeboten. Es steigen Beach-Partys, Modeschauen, Open-Air-Festivals, Kunstvernissagen, Dorffeste, und an Züpfen und Cakes wird es sowieso nicht mangeln.

Eingeladen, an all diesen Projekten mitzuarbeiten, sind übrigens nicht nur die Mitglieder der organisierenden Gruppen. Jeder und jede kann mit anpacken, ohne sich weiter engagieren zu müssen.

NEUE MITGLIEDER. Die Aktion «72 Stunden» kommt dem verbreiteten Bedürfnis entgegen,

sich zeitlich begrenzt für ein bestimmtes Projekt einzusetzen, statt sich verbindlich in einer Organisation zu engagieren. Trotzdem scheint der Mitgliederschwund bei den Jugendorganisationen im Moment gestoppt zu sein. Einige Verbände wie etwa die Jubla (Jungwacht Blauring) berichten gar von leicht steigenden Mitgliederzahlen. Auch bei der Pfadi, mit rund 45 000 Mitgliedern die grösste Jugendorganisation der Schweiz, geht es bergauf. Nachdem sie zwischen 1993 und 2008 über ein Viertel ihrer Mitglieder verloren hatte, seien die Zahlen seit einem Jahr wieder stabil, ist zu vernehmen.

ZUPACKENDE JUGEND. An der Aktion «72 Stunden» sind insbesondere die christlichen Jugendverbände sehr aktiv beteiligt. Von den bisher rund 600 geplanten Projekten werden rund die Hälfte von Cevi und Jubla bestritten. Die beiden Verbände zählen zusammen um die 45 000 Mitglieder.

«Ich bin stolz darauf, was die Jugend tagaus, tagein für das Gemeinwohl tut», sagt Andreas Koenig. Er ist bei der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände (SAJV), welche die Aktion «72 Stunden» lanciert hat, für den Bereich Freiwilligenarbeit und damit auch für die Drei-Tage-Aktion zustän-



Gratis für das Gemeinwohl schaffen? Sie tun es

dig. Dieses Engagement sei umso bemerkenswerter, als viele Jugendliche noch in der Ausbildung steckten, betont Koenig und verweist auf eine Erhebung des Bundesamtes für Statistik. «Über dreissig Prozent der Schweizer Jugendlichen leisten freiwillige Arbeit.» **CHRISTA AMSTUTZ**

Mithelfen

Wer die an «72 Stunden» beteiligten Jugendlichen unterstützen will, erfährt ab Aktionsbeginn via Website, DRS 3 oder «Virus», was wo gebraucht wird.

www.72stunden.ch

Die Karte für den Ernstfall

BEZIEHUNG/ Ruth-Esther Dill und Bernhard Hochuli helfen Paaren aus der Krise.

An der Tagung Paarimpuls zeigen Sie in einem Workshop, welche Joker es in Konflikten gibt. Worum geht es?

BERNHARD HOCHULI: Ich vergleiche eine Beziehung gern mit einem Kartenspiel. Erst werden die Karten verteilt, und dann gehts darum, Punkte zu holen. Nicht jeder hat gute Karten, manchmal passt nichts zusammen. Man wünscht sich einen Joker.

RUTH-ESTHER DILL: Joker können helfen, aus einer festgefahrenen Situation herauszukommen. Viele Paare geraten in Konflikte, in denen Kommunikation nicht mehr möglich ist. Ein typisches Beispiel ist die Zeit nach der Geburt eines Kindes: Es fällt neue Arbeit an, die häufig ungleichmässig verteilt ist. Beide Partner fühlen sich vom anderen nicht gewürdigt oder haben das Gefühl, der andere mache zu wenig. Da wäre es schön, man könnte einen Joker zücken und die Situation verbessern.

Was wäre das konkret?

Hochuli: Zum Beispiel das Wissen, dass unter Stress die Fähigkeit zu Kommunikation und Empathie stark sinkt und man kaum eine konstruktive Lösung findet. Das kann die Sichtweise auf mein eigenes Verhalten und auf das meines Partners wesentlich verändern.

Damit habe ich aber noch nicht die Wurzel des Übels angepackt.

Dill: Das ist richtig, es wäre ja auch erst der erste Joker, der das Feuer löscht. Viele Konflikte entstehen nicht von heute auf morgen, sondern wachsen langsam heran und werden schlimmer. Wir versuchen mit den Paaren, die zu uns in die Beratung kommen, Schritt für Schritt die Beziehung zu verbessern.

Eine Beratung oder Therapie sehen viele Paare als letzten Ausweg. Ist es dann nicht oft zu spät?

Dill: Es wäre sicher einfacher, wenn Paare früher kämen. Dann, wenn sich Konflikte wiederholen und die Beziehung zusehends belasten. Hochuli: Mir gefällt die Sichtweise nicht, dass es dann zu spät ist. Hauptsache, ein Paar will handeln. Dass es Menschen schwerfällt, Hilfe zu holen, hängt



BILD: RETO SCHLATTER

«Die Unterschiede zwischen den Lebensweisen sind grösser geworden.»

.....

unter anderem mit dem hohen Stellenwert von Autonomie zusammen. Hilfe zu beanspruchen, ist eine Fähigkeit. Die Balance zwischen Bezogenheit und Autonomie zu finden, ist nicht einfach.

Die Paartherapien nehmen zu. Sind die Leute beziehungsunfähiger geworden?

Dill: Ich denke eher, dass die Anforderungen an ein Paar gestiegen sind. Früher ging es in erster Linie darum, die Existenz zu sichern. Man heiratete innerhalb derselben Schicht, Trennungen waren verpönt, und die Rollen für Frau und Mann verteilt. Heute gibt es viel grössere Unterschiede zwischen den Lebensweisen. Es entstehen Liebesbeziehungen zwischen Frauen und Männern mit total unterschiedlichen Werdegängen. Damit einher gehen unterschiedliche Erwartungen. Hochuli: Und trotzdem glauben viele, dass man beim richtigen Partner so bleiben kann, wie man ist, also sich nicht anpassen und nichts lernen muss. Sie erwarten gleichgesinnte Harmonie. Diese Vorstellungen werden durch die romantische Darstellung von Beziehungen in den Medien noch bestärkt. Leider haben sie wenig mit dem alltäglichen Beziehungsleben zu tun.

Etwas provokant gefragt: Wozu soll man bei einem Menschen bleiben, der einem vor allem auf die Nerven geht?

Hochuli: Die Frage ist berechtigt. Der Mensch ist nicht monogam veranlagt, warum sollte er da nicht weiterziehen? Ich meine, dass das Leben eine Möglichkeit für Entwicklung ist, und die geschieht nur in Beziehung zu anderen. Wer immer die Zelte

abbricht, wenns unangenehm wird, gerät mit hoher Wahrscheinlichkeit wieder an den gleichen Punkt. Wer sich Konflikten stellt, kann daraus lernen und wachsen. Damit einher geht leider der Verzicht auf all die anziehenden Frauen und Männer, die es draussen noch gibt.

Trotzdem: Versucht man in der Paartherapie nicht mit allen Mitteln, eine Trennung zu verhindern?

Dill: Manchmal spüren wir, dass ein Klient den Entscheid bereits getroffen hat. Dann stellt sich die Frage, ob er rückgängig gemacht werden kann. Das muss nicht um jeden Preis sein. Hochuli: Bei schweren seelischen Verletzungen ist es schwierig, das Band, das ein Paar zusammenhält, wieder herzustellen. Man kann sich noch so lieben: Wenn das Band zerreisst, nützt die Liebe nichts. Umgekehrt kann die Liebe schwächer werden, das Band aber stark bleiben und Paare zusammenhalten.

Kinder sind so ein Band. «Wir bleiben wegen den Kindern zusammen», hört man bisweilen.

Hochuli: Das hört sich zu Recht negativ an, wenn damit die Verantwortung fürs eigene Handeln auf die Kinder abgeschoben wird. Der bewusste Verzicht auf Anteile der Paarbeziehung zugunsten der Familie scheint mir berechtigt, wenn beide Partner sich weiterhin achten. Zumindest auf Zeit.

Welche anderen Bänder gibt es?

Dill: Zum Beispiel gemeinsame Projekte: ein Bauernhof, ein Geschäft oder auch gemeinsames Interesse sowie eine bestimmte gelebte Religiosität. Es muss auf jeden Fall Sinn stiften. Hochuli: Ein Paar kann sich auf längere Zeit nicht genügen. Es braucht einen gemeinsamen Bezugspunkt, bei dem man sich Seite an Seite verbunden fühlt. **ANOUK HOLTHUIZEN**



Ruth-Esther Dill und Bernhard Hochuli leiten einen Workshop an der Tagung Paarimpuls

BILD: RETO SCHLATTER

Tagung für Paare

Ruth-Esther Dill und Bernhard Hochuli arbeiten als Therapeuten in der Paarberatung Winterthur. Sie geben einen der acht Workshops am Paarimpulstag vom 18. September in Winterthur. Paarimpuls ist der Zusammenschluss von Paar- und Familientherapeuten der öffentlichen kirchlichen Paarberatungsstellen des Kantons Zürich.

INFORMATIONEN zum Paarimpulstag unter www.paarimpuls.ch

Statt Patenonkel ein Patengrossvater

KINDERBETREUUNG/ Gemeinschaftszentren gehen mit dem Projekt Patengrosseltern alternative Wege.

«Opa René, es regnet! Jetzt kommen alle Schnecken raus!», ruft Henrik. Der Dreijährige schwingt auf der Schaukel eines Spielplatzes in Zürich-Leimbach durch die Luft, angestossen durch einen Mann mit blütenweissem Hemd und grau meliertem Schnauz. «Ja, mein Schatz!», freut sich dieser mit dem Buben. Kaum zu glauben, dass René Schütz und Henrik sich erst seit Kurzem kennen. Anfang Sommer kamen der Junge und sein Schwesterchen Svea zu ihrem neuen Opa. Vermittelt durch das Gemeinschaftszentrum (GZ) Leimbach.

SINNSTIFTEND. «Willst du mein Grosi sein?» heisst das Projekt, das die Zürcher Ge-

meinschaftszentren 2008 ins Leben gerufen haben, nachdem immer wieder Familien und ältere Leute Bedarf angemeldet hatten. 2010 schloss sich die Nachbarschaftshilfe Schwamendingen an. Kinder zwischen null und zwölf Jahren, die wenig oder keinen Kontakt zu ihren Grosseltern haben, finden hier Frauen und Männer, die gerade das für sie sein möchten. Damit sollen Kinder eine ältere Bezugsperson erhalten, die Zeit für sie hat, und der man sich anvertrauen kann. Und ältere Leute eine sinnstiftende Aufgabe.

AUFGABE. Genau das suchte René Schütz nämlich, nachdem ihm mitgeteilt worden

war, dass er mit 56 Jahren frühpensioniert würde. Im GZ Leimbach sah er die Ausschreibung des Projekts und dachte: «Das ist es.» Nach einem Bewerbungsgespräch, bei dem er einen Auszug aus dem Strafregister vorlegen musste, traf er im Frühling erstmals auf Henriks Familie. Man war sich so sympathisch, dass gleich ein wöchentlicher Betreuungsnachmittag verabredet wurde. Vorerst betreut der neue Opa in erster Linie



«Ich bin begeistert.» René Schütz mit seinen Patenonkeln Henrik und Svea

BILD: ROGER WEHREL

Henrik, während Mutter Juliane die Zeit für Zweisamkeit mit ihrer einjährigen Tochter nutzt. Wenn das Mädchen älter ist, soll auch sie öfter was mit Opa René unternehmen. Inzwischen hat sich auch René Schütz' Partnerin Heidi Moosmann dem Projekt angeschlossen und übernimmt, wenn die Arbeit es ihr erlaubt, den Omapart.

GEWINN. Henriks «richtige» Grosseltern wohnen in Ber-

lin und Lübeck. «Wir wollten auch hier Grosseltern für unsere Kinder haben», sagt Mutter Juliane. «Ich finde eine solche Beziehung ganz wichtig, denn mit Grosseltern machen Kinder ganz andere Sachen. René und Heidi sind ein Riesengewinn für uns.» Auch René Schütz ist begeistert: «Ich finde es schön, Kinder ein Stück weit im Leben zu begleiten. Wir haben alle enge Bezugspersonen dazu gewonnen.» **AHO**

Patengrosi gesucht!

Für das Projekt «Willst du mein Grosi sein?» werden noch Patengrosseltern und Familien gesucht.

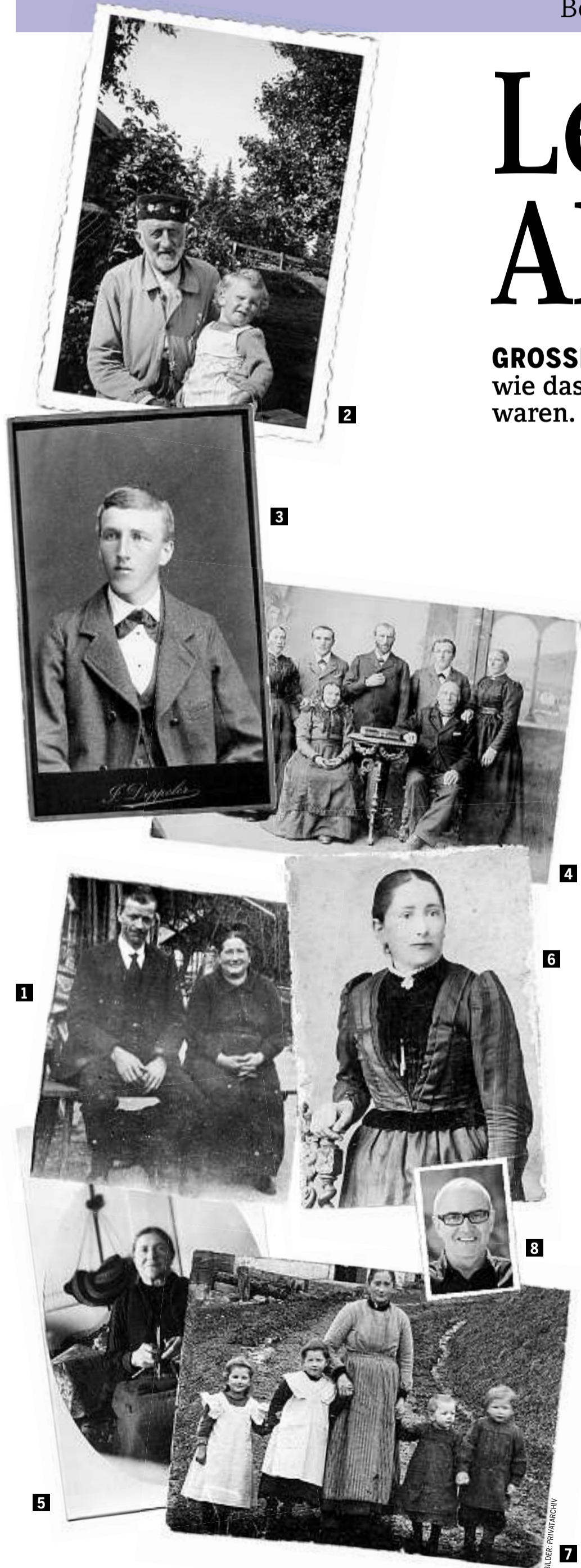
INFORMATIONEN: GZ Affoltern
Tel. 043 299 15 10
GZ Leimbach
Tel. 044 482 57 09

Nachbarschaftshilfe Schwamendingen
Tel. 044 321 01 07

RÜCKSCHAU/ Opa war ein Gentleman, Oma eine ernste Frau: Sechs Enkelinnen und Enkel erinnern sich
AUSBLICK/ Grosseltern leisten heute 100 Millionen Betreuungsstunden pro Jahr: Das will honoriert werden

Leben heisst Ahnen haben

GROSSELTERN/ Irgendwann möchten wir es wissen: wie das war, als Grossmutter und Grossvater jung waren. Vielleicht weil wir uns in ihrem Spiegel erkennen.



Meine Grosseltern kenne ich nur vom Hörensagen: Als ich als Nachzügler auf die Welt kam, hatten sie diese bereits verlassen. Halt, stimmt gar nicht. Johann, den Grossvater mütterlicherseits, habe ich doch einmal mit den Eltern in einem Emmentaler Krachen aufgesucht. Ein einziges Mal nur. Ich erinnere mich an einen grossen Greis und an den Schreck, als ich ihm die Hand gab und merkte, dass ihm zwei oder drei Finger fehlten. Grossvater war Zimmermann und weitherum als Schindelmacher bekannt (Bild 1). Wiederholt hatte er sich bei der Arbeit verletzt. War das damals einfach Zimmermannspech? Oder fahrigem Umgang mit Axt oder Schindelmesser geschuldet? Und habe ich, der sich beim Gemüserüsten ärgerlich oft in die Finger schneidet, etwas davon in den Genen? Ein Draufgänger soll er gewesen sein, der Johann, zum Aufbrausen neigend, einer, der sich keinen Deut drum scherte, dass seine Tochter, meine Mutter, die wilde Ehe gar nicht goutierte, die er als lustiger Witwer im hohen Alter einging.

ERBEN. Und was hab ich von Samuel, dem Grossvater väterlicherseits (2), geerbt, dem Bauern und Täuferprediger? Nur den allzu frühen Glatzenansatz? Forsch und doch vorsichtig blickt er als Jüngling auf der Foto in die Welt (3) – ernst und streng als junger Mann (4) auf jener, wo er herrschelig im Zentrum zwischen Geschwistern und Eltern, meinen Urgrosseltern, posiert.

Welten trennen mich von den Grossvätern, auch wenn ich ihre Vornamen trage. 1866 wurde Samuel geboren, vor sage und schreibe 144 Jahren, als grad das erste Telegrafenkabel im Atlantik verlegt wurde und Preussen in der Schlacht von Königgrätz Österreich vernichtend schlug, im Kampf um die Vormacht in Deutschland.

Und die Grossmütter im Schatten der Patriarchen? Die selbstsicher und reserviert dreinblickende Eugénie, mit der Lismete in ihren kräftigen, von erdiger Arbeit gezeichneten Händen (5)? Nicht auf Anhiob sympathisch wirkt sie auf mich, und besorgt frage ich mich: Hab ich ein Stück von ihr? Oder die liebevoll mütterlich und sorgenvoll mich anschauende Johanna (6+7): Bin ich das auch?

AHNEN. «Leben heisst Ahnen haben», sagt ein afrikanisches Sprichwort. Der Blick auf längst verstorbene Grosseltern ist der Blick zurück in unsere Zukunft. Denn sie haben den Genetopf gefüllt, in dem unsere Identitäten gemixt werden. Auch wenn wir die Kapriolen kaum durchschauen, die das Erbgut aus vier Genlinien schlägt: verleugnen lassen sich die Vorfahren nicht. Eine Ähnlichkeit der Nase, um die Augen, im Gang, im Charakter ist schlecht zu tarnen. «Grossvater war ein Schweiger, Vater auch. Ich spüre, dass ich dieser Versuchung nur knapp widerstehe, weil Schweigen heute schlicht nicht mehr geht», sagt ein Freund, heiter kapitulierend.

EINREIHEN. Die Fotoalben der Grosseltern sind die Chroniken, in denen wir unser Leben aufblättern. Irgendwann als Erwachsene schlagen wir unsere ganz persönliche Heimatgeschichte neugierig auf – spätestens dann, wenn wir mit unserer Endlichkeit zu rechnen beginnen (oder uns ein Künstler in seinem «Erinnerungsbüro» nach unseren Grosseltern befragt; vgl. Kasten). Tröstet uns das Einreihen in die Kette der Generationen, weil uns dabei ein Hauch Unendlichkeit anweht?

Im Erinnerungstheater rund um Grossmutter, Grossvater und unsere nicht immer ganz heilige Familie führen wir mal Regie, mal wird uns die Rolle auf den Leib geschrieben. Das Stück spielt auf dem ungesicherten Boden des Herkommens, der unversehens aufs Glatteis führen kann. Da wird erinnert und vergessen, geflunkert und geschönt, gelacht und geweint. – Lob und Dank sei euch Grosseltern!

SAMUEL JOHANN GEISER (8)

LESERREISE NACH BERN

AUSSTELLUNG VON MATS STAUB **Meine Grosseltern**

Seit Jahren lässt sich der Künstler Mats Staub von Enkelinnen und Enkeln die Geschichte ihrer Grosseltern erzählen (www.erinnerungsbuero.net). Ein Teil der stets wachsenden Erinnerungssammlung wird nun im Museum für Kommunikation in Bern (www.mfk.ch) vom 3. September bis 10. Oktober ausgestellt: «Meine Grosseltern» präsentiert in Bild und Ton alte Geschichten – und stellt Fragen nach Erinnern und Vergessen, Legende und Wahrheit.

«reformiert.» lädt ein zum Ausstellungsbesuch mit vorgängiger Einführung durch den Künstler – im Rahmen einer ganztägigen Leserreise nach Bern **am Dienstag, 21. September:**

PROGRAMM
 Fahrt mit dem Reisekar ab Chur, Bilten, Zürich, Aarau und Würenlos nach Bern

12.00
 Mittagessen im (provisorischen) «Haus der Religionen» in Bern:
 Menu aus Sri Lanka (ayurvedisch)
 Anschliessend Führung durch das multireligiöse Pionierprojekt

15.00
 Zvieritee. Fahrt zum Museum für Kommunikation

16.00
 Besuch der Ausstellung «Meine Grosseltern». Persönliche Einführung durch den Künstler Mats Staub

17.30
 Rückreise

KOSTEN: Fr. 79.– (inkl. Anreise, Mittagessen, Führung, Ausstellungsbesuch)

ANMELDUNGEN bis 10. September an sekretariat.aargau@reformiert.info oder Tel. 056 444 20 77 (Platzzahl beschränkt)

eine Grosseltern

«reformiert.»-Redaktorinnen und -Redaktoren erinnern sich ...

HARRY MAX

DER LEBEMANN

Mein Grossvater hiess Heinrich Hofmann, doch alle nannten ihn Harry Max. Warum das so war, weiss ich nicht. Vielleicht lag es an seinem verwegenen Aussehen. Er war ein schneidiger Mann. Kein Wunder, verfiel meine Grossmutter väterlicherseits seinem Charme, als sie von den Engadiner Bergen als Hausmädchen in die Bundesstadt ging. Sie hatte zwei Verehrer während ihrer Berner

Zeit – entschieden hat sie sich für den falschen. Fünf Kinder, jedes Jahr eins, hat der Harry ihr gemacht, danach glänzte er vor allem durch Abwesenheit. Mein Vater wuchs im Engadin auf, sein Grossvater ersetzte ihm den Vater. Von diesem, meinem Grossvater Harry Max, hat er kaum gesprochen. Ich selbst habe ihn erst im Teenageralter per Briefkontakt kennengelernt. Erstaunlicher-

weise antwortete mein «Opapa», so unterschrieb er stets, sofort. Ich erhielt genau datierte und kommentierte Fotos von Ur- und Urgrosseltern und erfuhr unter anderem, dass mein Urgrossvater Eduardo Nationalturner war. Fotos meiner Urgrossmutter Hermine habe ich en masse – Harry liebte seine resolute Mutter sehr. Seine Zwillingsschwester Ida und er kamen als Halbweisen zur Welt und wuchsen mit einem Stiefvater auf. Wer war mein Grossvater? Die Antworten finde ich nur anhand von den Sachen, die er mir schickte: Er war ein leidenschaftlicher Motorboottfahrer und Liebhaber von Töffs und teuren Autos. Er war ein grosser Sammler – auch von schönen Frauen. Leider wusste ich die

seltener Briefmarken, die er mir schickte, nicht zu würdigen; ich weiss nicht einmal mehr, wo sie sind. Mein Grossvater war ein Trödler. Meine Güte, wie viel Plunder mein Vater und mein Bruder aus Harrys Häuschen in Köniz wegschmeissen mussten, nachdem sich Opapa in aller Einsamkeit und todkrank mit einer Pistole erschossen hatte. Ich habe ihn nur zwei Mal persönlich getroffen. Er war für mich ein fremder Mann. Doch er war derjenige, der meinen frühen Wunsch, Journalistin zu werden, als Erster ernst nahm. Mein Opapa schickte mir eine weisse Hermes-Baby-Schreibmaschine, ein Diktaphon und eine Polaroid-Kamera. Vielleicht wäre er heute stolz auf mich.

FADRINA HOFMANN



FADRINA HOFMANN
ist «reformiert.»-
Redaktorin
in Graubünden



FRIEDA LÜTHY

DIE STRENGE

Die Haut meiner Grossmutter war weich und warm. Ihre «Schöbe» roch nach Zwiebeln und Bohnenkraut. Lange bevor ich reden konnte, lag ich fünf Tage die Woche in ihren Armen. Sie gab mir den Schoppen, trocknete meine Tränen und sang jeden Abend «I ghören es Glöggli» – damit meine Mutter verwirklichen konnte, was ihr selbst nie vergönnt war: zu studieren. Nach drei Jahren Bezirksschule musste sie nämlich in die «Wäbi», die Weberei. Als sie das erste Kind zur Welt brachte, holten sie meinen Grossvater an die Front. Das Geld reichte grad so fürs Nötigste. Mit 36 war sie vierfache Mutter, mit 40 bekam sie ein künstliches Gebiss, mit 45 versteifte man ihr ein Hüftgelenk. Von da an war die Krücke Grossmutter's Zeigefinger: Stets darauf bedacht, allen alles recht zu machen, wies sie uns Grosskinder an, den Staub vom Vorplatz zu wischen, den Garten zu jäten und die Erdbeerkonfi aus dem Keller zu holen. «Annegretli, gang reich mer no gschwend ...», höre ich sie heute noch sagen. Ihr Leben war vordergründige Ordnung: Am Montag gab es Spaghetti, am Samstag Kartoffelsuppe. Den «Anttivalat» schnitt sie in ganz schmale Streifen. Um sieben zog sie die schweren Vorhänge zu: Zeit für die «Tageschau». Danach gab es Apfelschnitze aus dem Plastikteller. Wie Grossmutter's Lachen klang, weiss ich nicht. In ihren Augen lag beständiger Ernst. Einmal, als ich in einem un-

bedachten Moment ins Badezimmer trat, stand sie im Sonntagskleid vor dem Spiegel und weinte. «I be so wüescht», flüsterte sie – bevor sie sich wieder zusammenriss. Mir war, als hätte sie mir ihr Innerstes offenbart. Sie war die Gescheite, Strenge, «Gschaffige», Grossvater der unbeschwert Spontane. Er liebte das Leben, das sie sich versagte. Als er an Alzheimer erkrankte, flüchtete sie ins innere Exil. Ihr Tod war ein langsames Verstümmeln. Bei der Hausräumung kamen die Liebesbriefe meiner Grosseltern aus der Kriegszeit zum Vorschein. Da fand ich, was ich immer vermisst hatte: Grossmutter's Gefühle.

ANNEGRET RUOFF



JACOBUS HOLTHUIZEN

DER LEIDENSCHAFTLICHE

Den Vater meines Vaters nannten wir Papa – warum, weiss ich nicht. Als ich elf Jahre alt war, starb er achtzigjährig. Er war der erste tote Mensch, den ich gesehen habe. Irgendwo in Holland lag er in einem Aufbahrungsraum und sah friedlich aus. Seine vollen weissen Haare waren wie immer in einer Tolle nach hinten gekämmt. In der folgenden Nacht träumte ich, dass er in einem Ledersessel sass und sich mit mir unterhielt. Worüber, weiss ich leider nicht mehr. Obwohl Papa jedes Jahr mit Oma bei uns in der Schweiz zu Besuch war, erinnere ich mich nur an sein enorm lautes Schnarchen, das mir bis heute die Gewohnheit bescherte, mit dem Kopf unter statt auf dem Kissen zu schlafen. Besser lernte ich ihn erst nach seinem Tod kennen: als ich mit 22 Jahren nach Holland zog und an einem Novembertag die Uni schwänzte. An jenem Morgen fuhr ich nach Nijmegen, in die Stadt, in der mein Vater und seine Geschwister während des Zweiten Weltkriegs gelebt hatten. Am Bahnhofskiosk kaufte ich

mir die Zeitung «de Gelderlander», für die mein Grossvater viele Jahre als Journalist gearbeitet hatte. Dann ging ich in die Stadtbibliothek und suchte im Zeitungsarchiv nach Artikeln von Jacobus Holthuizen. Aus den Jahren 1933–1945 fand ich Texte über lokale und internationale Ereignisse – aus den Nachkriegsjahren seltsamerweise nur noch Berichte über Lebensmittel. Am Abend rief ich meine Tante an und erfuhr, dass Papa nach Kriegsende mehrere Jahre lang für keine Tageszeitung mehr schreiben durfte und daher für Fachzeitschriften arbeiten musste. Man lastete ihm an, dass er in den Kriegsjahren unter deutscher Besetzung weitergearbeitet und nicht gegen die Deutschen angeschrieben hatte. Dafür steckte ihn die Regierung nach Kriegsende neun Monate ins Gefängnis. Sein Argument, dass er als Vater von sechs Kindern seinen Job nicht aufgeben und sich unter Beobachtung der Besetzer keine Kritik erlauben konnte, zählte für das Gericht nicht. Im Gefängnis bekam Papa Tuberkulose und



ANOUK HOLTHUIZEN
ist redaktionelle
Mitarbeiterin von
«reformiert.» Aargau



RITA GIANELLI
ist «reformiert.»-
Redaktorin
in Graubünden



ANNEGRET RUOFF
ist «reformiert.»-
Redaktorin
im Aargau

LEO BÄCHLER
DER GENTLEMAN

Als ich zehn Jahre alt war, wusste ich, was Heimat bedeutet. Dank Neni – meinem Grossvater. Mir stand zum zweiten Mal ein Schulwechsel bevor, doch dieses Mal war es anders, ich musste nicht bei null anfangen. Wir zogen nämlich dorthin, wo Neni wohnte, wo ich alles kannte. Und alle kannten meinen Neni, den Pöstler, Leo Bächler. Ich war stolz auf meinen Grossvater, denn er war die freundlichste Person, die ich kannte. Sein Lachen, die Art, wie er die Hand zum Gruss hob, im Winter den Schlitten voller Postsäcke hinter sich herzog, im Sommer den Wagen stiess, immer zuvorkommend: Das war mein Neni, ein wahrer Gentleman. Meine Ferien verbrachte ich oft bei den Grosseltern; fütterte mit Nani, der Grossmutter, die Eichhörnchen auf der Hohen Promenade, und Neni filmte uns mit seiner Super-8-Filmkamera – er war einer der ersten, der eine besass. Sonntags trug er immer Krawatte; Gummibänder hielten seine Hemdsärmel zurück. Neni hatte eine wunderschöne

Schrift, voller Schnörkel, richtige Kalligrafie. Es gelang mir nie, sie nachzuahmen. Neni sah mit zwanzig nicht viel anders aus als mit sechzig: markante Nase, dichtes Haar, bei dem sich schon in jungen Jahren Geheimratsecken bildeten. Mein Grossvater war bei Adoptiv- eltern aufgewachsen, bei «guten Leuten», wie er stets betonte. Seine leibliche Mutter war verschwunden, angeblich nach Amerika, sein Vater hatte anderweitig geheiratet. Als der zehnmonatige Leo im Spital abgeholt wurde, konnte er weder sitzen noch den Kopf aus eigener Kraft halten. Als Junge musste er auf Geheiss der Stiefmutter öfter deren Mann in der Wirtschaft aufsuchen, damit sich der Lohn nicht schon Anfang Monat verflüchtete – immer auf der Hut, eins zu kassieren. Obwohl klein und feingliedrig, arbeitete der junge Leo zuerst in einer grossen Giesserei, wie sein Adoptivvater. Sein richtiger Vater hat nie nach ihm gefragt, Neni schon – aber erfolglos. Als ich bereits Kinder hatte, merkte ich, dass ich eigentlich mein halbes Leben mit falschem Namen gelebt hatte. Woher kam eigentlich mein Grossvater? Und woher komme ich? Vielleicht sollte ich mich auf die Suche machen – und bei null anfangen.

RITA GIANELLI-BÄCHLER



wog bei 188 Zentimetern Körpergrösse noch 47 Kilogramm. Da er als Journalist erst keine Arbeit fand, gab er den niederländischen Freundinnen von Alliierten Englischunterricht. Dann landete er bei der Fachzeitschrift für Lebensmittelhändler, was ihn aber sehr langweilte. Seiner Leidenschaft ging er anderswo nach: beim Schreiben für eine Blindenzeitschrift und in unveröffentlichten Buchmanuskripten über Chinas Rolle im Kalten Krieg und über einen Fotografen. Papa sei sehr vielseitig gewesen und habe anstrengend viel über seine Arbeit gesprochen, sagte meine Tante. Mein Mann, der eine Tolle hat wie Papa, sagt auch immer, ich rede zu viel über meine Arbeit. Schade, kommt mein Grossvater in meinen Träumen nicht mehr zu mir. Dann könnten wir endlos über unsere Leidenschaft reden, ohne jemanden zu nerven. Flüsterte er mir damals im Traum vielleicht zu, dass Schreiben wahnsinnig glücklich macht?

ANOUK HOLTHUIZEN

IDA JOST- STRAUSS
DIE UNGESTÜME

Meine Grossmutter war jung. Immer. Als sie mit knapp zwanzig Mutter und mit 49 erstmals Grossmutter wurde. Sie war eine ungewöhnlich unternehmungslustige Frau: Sie lehrte mich jassen und Völkerball spielen, sie kam mit uns im nahen Friedhof Rosskastanien suchen, sie war die erste in der Familie, die farbig fotografierte. Und sie war eitel. Ich erinnere mich, wie sie ihre silbergrauen Haare bläulich färbte und wie sie sich auf dem Balkon ein Solarium einrichtete, damit sie ganzjährig «eine gesunde Bräunung» hatte. Die Falten, die sie sich beim intensiven Sonnenbaden holte, verabscheute sie dann allerdings, ebenso die schlaffe Haut an den Oberarmen. Ich aber fand diese «Schrümpflihut» ungemein attraktiv und wollte immer ihre Arme streicheln, wenn ich bei ihr war. Meine Grossmutter konnte wunderbar Geschichten erzählen. Klar, das ist keine Seltenheit bei Grossmüttern. Aber meine Grossmutter erzählte aus dem wirklichen Leben! Und sie hatte einiges erlebt: Geboren in Valangin, einem kleinen Dorf im Neuenburger Jura, kam sie mit fünfzehn Jahren als Dienstmädchen nach Zürich und lernte eine ganz neue Welt kennen: Sie bekam Freude an schönen Kleidern und Hüten – und sie starb fast vor Heimweh. Später, als sie längst verheiratet war und ihre Kinder ausgeflogen waren, reiste sie mit dem Ozeandampfer nach Ame-

rika. Und ich stellte mir immer vor, das Ölgemälde mit den haushohen blaugrünen Wellen, das in ihrem Zimmer hing, habe sie selbst auf Deck gemalt. Zugetraut hätte ich es ihr. Meine Grossmutter war anders: ungestüm, unverfroren, unangepasst. Sie liebte das Leben und liebte die Menschen. Und bis ins hohe Alter – sie wurde 96 – schwärmte sie ab und zu von einem flüchtigen Flirt mit einem «märchenhaft schönen Inder» auf einem Vierwaldstättersee-Dampfschiff. Ich werde die Worte nie vergessen, mit denen sie uns von jenem Mann und seinen kaffeebraunen Beinen in den Khakihosen schwärmte: «Chnööli het dä gha – wien es Edelpferdi!» Es ist bis heute ein geflügeltes Wort in unserer Familie.

RITA JOST



RITA JOST ist reformiert. »-Redaktorin in Bern



MARTHA LEHMANN-KÖNIG
DIE UNSCHEINBARE

Es war im Herbst 2006, als ich zum letzten Mal mein Grosi besuchte. Meine Töchter waren auch dabei, und natürlich gab es Wienerli und Zöpfe – das gab es immer, und man musste mit Appetit essen, auch wenn man keinen hatte. Da kam meine Jüngste auf einmal mit einer alten Fotografie, die sie in Grosis Schlafstube entdeckt hatte, und fragte: «Du, Urgrosi, wer ist das?» Meine Grossmutter nahm das Bild ganz nah vor die Augen und sagte, das sei ihre Verwandtschaft, Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Onkel und Cousinsen, und, ja, das Mädchen da in der vorderen Reihe, die Vierte von links, sei sie, Martha König, wohl elf- oder zwölfjährig. Meine Tochter schaute und staunte und sagte: «Läck, Urgrosi, du hattest aber eine moderne Frisur, so kurz!» Da erzählte meine Grossmutter, wie sie 1918 die Spanische Grippe bekommen habe, die damals gewütet und viele Menschen dahingerafft habe. Und da seien ihr eben nicht nur alle Zähne ausgefallen, sondern auch die Haare, und auf dem Bild seien die halt eben erst ein bisschen nachgewachsen. Ein ganzes Jahr lang habe sie nicht zur Schule gehen können, fügte sie an, worauf meine Tochter sagte: «Ich möchte auch einmal ein Jahr lang nicht in die Schule.» – «Und ich möchte mehr von deinem Leben wissen, Grosi», sagte ich, «ich habe ja keine Ahnung.»

Doch meine Grossmutter hörte schwer und hatte Schmerzen und war meist sehr müde damals – und vier Wochen später war sie tot, gestorben kurz nach ihrem 98. Geburtstag, und ich konnte nicht mehr fragen. Und so bleiben halt vorab Bilder und Erinnerungen. Wie meine Grossmutter in einem grossen Korb das Zvierli aufs Feld brachte, wenn wir beim Heuen halfen, und dass der Minztee so süss war. An ihre stets etwas traurigen Augen und den schleichenden Gang – als wollte sie unsichtbar sein. An ihre Küchenschürze und die Stofffalten und ihre unglaublich weichen Wangen und die laut tickende Pendüle in der Stube und das muffige Zimmer, wo wir Enkel übernachteten mussten, und an den Geruch von Heu und Holz und Feuer im Herd. Und daran, dass sie immer «Bhüet di Gott» sagte, wenn sie mich verabschiedete. Auch nach dem letzten Besuch, und ich sagte, was ich sonst nie sagte: «Ja, Grosi, dich auch.»

MARTIN LEHMANN



MARTIN LEHMANN ist reformiert. »-Redaktor in Bern



«reformiert.»-Mitschreibaktion:
Meine Grosseltern

Was wissen Sie noch von Ihren Grosseltern? Hörte Ihr Grossvater auch immer so laut Radio? Hatte Ihre Grossmutter auch so weiche Haut? Und wie roch es im grosselterlichen Badezimmer? «reformiert.» sammelt Erinnerungen: Blättern Sie im alten Familienalbum, scannen Sie ein Bild Ihres Grossvaters oder Ihrer Grossmutter ein (oder fotografieren Sie es ab) und laden Sie das Bild zusammen mit einem kurzen Text – einer Begebenheit, einer Anekdote, einer Momentaufnahme – auf die «reformiert.»-Website: www.reformiert.info Und wenn Sie weder einen Scanner noch eine Digitalkamera noch einen Internetanschluss haben, lassen Sie es Ihren Sohn oder Ihre Enkelin tun ...

«Oma und Opa sind eine Spezies für sich»

GROSSELTERN/ Jahrzehntlang waren sie «einfach da». Neuerdings werden sie wissenschaftlich erforscht. Die Psychologin Pasqualina Perrig-Chiello über die neuen «Alten» und deren Rolle.

Frau Perrig-Chiello, Sie haben hier zwei potenzielle Grossmütter vor sich ...
... ich schliesse mich an! Ich habe einen 31-jährigen und einen 29-jährigen Sohn. Eine Schweizerin wird durchschnittlich mit 52 Jahren Grossmutter – wir müssten also, statistisch gesehen, alle drei bereits Grossmütter sein.

Was verbindet uns?

Wir gehören zur Babyboomgeneration: Wir sind besser ausgebildet als unsere Vorgängergeneration – als unsere Grossmütter sowieso, aber auch als unsere Mütter. Wir sind besser verankert im Beruf. Wir sind gesünder und sehen jünger aus als unsere Grossmütter. Diese waren mit fünfzig Jahren durch die vielen Geburten, die harte körperliche Arbeit und die einseitige Ernährung verbraucht. Zudem haben wir auch die Möglichkeit, politisch Einfluss zu nehmen.

Haben heutige Grossmütter auch eine andere Beziehung zu ihren Enkeln?

Früher galt: Die Grossmutter ist immer da, sie erzählt Geschichten, sitzt auf dem Ofen, strickt, backt Guetsli – ein sehr liebes, aber auch sehr passives Bild.

Und eins, das nicht mehr stimmt?

Grosseltern leisten rund 100 Millionen Betreuungsstunden, pro Jahr. Das entspricht, grob gerechnet, einer jährlichen Lohnsumme von zwei Milliarden Franken! Die jungen Eltern von heute sind auf diese Betreuungsarbeit angewiesen. Hüten ist nicht einfach eine nette Geste der Grosseltern, es ist eine wirtschaftliche Notwendigkeit! Es gibt Grossmütter, die mehrmals pro Woche stundenlang reisen, um ihre Enkel zu betreuen. Und das nimmt unsere Gesellschaft als selbstverständlich hin.

Und die Grossväter?

In der Regel ist tatsächlich die Grossmutter im Vordergrund. Wenn man Kinder fragt, welches für sie die wichtigste Person sei, kommen nach Mami und Papi meist die beiden Grossmütter. Dann der Vater der Mutter und schliesslich der Grossvater väterlicherseits. Aber für die Grossväter sind die Grosskinder sehr wichtig, weil viele von ihnen mit den Enkeln ganz neue Seiten an sich entdecken.

Im Zeitalter der Patchworkfamilie hat ein Kind aber plötzlich mehr als vier Grosseltern. Ist das ein Problem?

Ja, und zwar ein juristisches: Was, wenn bei einer Scheidung die Frau das alleinige Sorgerecht erhält – und nun auch die Eltern des Vaters den Kontakt zu ihren Enkelkindern verlieren, obwohl sie während Jahren die Beziehung gepflegt haben? Lässt sich ein Besuchsrecht der Grosseltern einfordern? Das beschäftigt gegenwärtig Kinderrechtler und Juristinnen.

Warum brauchen Kinder Grosseltern?

In England haben Forscher Kinder befragt, wer ihre ersten Ansprechpersonen sind, wenn es Streit mit den Eltern gibt, wenn diese sich trennen oder sonst gravierende Probleme auftauchen. Erstaunlicherweise nennen die meisten Kinder nicht Freunde und Freundinnen, sondern die Grosseltern.

Sie haben das Nationale Forschungsprogramm «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen» geleitet: Sind Sie dabei auf ähnliche Ergebnisse gestossen?

Wir haben Kinder und Jugendliche unter anderem gefragt: Sind die Grosseltern wichtig und wozu? Alle finden sie sehr wichtig, und zwar nicht etwa, weil sie ihnen ab und zu Geld zustecken, sondern – auch heute noch und an erster Stelle! – «weil sie einfach da sind, wenn man sie braucht».



«Grosseltern leisten rund 100 Millionen Betreuungsstunden pro Jahr. Sie werden gebraucht. Und sie sind ein Wirtschaftsfaktor!»

Eltern sind für Kinder oft peinlich, Grosseltern nicht – warum eigentlich?

Die Eltern sind emotional zu nah. Und die Elterngeneration nimmt manchmal gewisse jugendliche Attitüden an – das stört die Jungen. Oma und Opa dagegen sind eine Spezies für sich. In der Regel haben sie ihre persönlichen Werte und stehen dazu. Das ist eine saubere Trennung, und man kann auf diese Weise lockerer miteinander umgehen: weil man sich gegenseitig nicht bedroht.

Aber haben Grosseltern wirklich Einfluss auf die Werte der Enkel?

Grosseltern sind vor allem für die Kontinuität zuständig und haben Einfluss auf Rituale: wie man zum Beispiel gemeinsam Weihnachten feiert. Die religiöse Prägung hingegen wird primär durch die Eltern vermittelt.

Und wie ist es, wenn die Grosseltern abwesend sind – zum Beispiel bei Ausländerkindern?

Es ist erstaunlich: Auch bei grossen Distanzen sind die Grosseltern sehr wichtig. Einmal im Jahr geht man zur Nonna. Und man geht gern! Oder die Nonna kommt, wenn es Probleme gibt. Und selbst wenn die Grosseltern früh gestorben sind, sind sie irgendwie präsent und prägend. Damit Migrantenkinder hierzulande Bezugspersonen aus der Grosseltern-generation haben, gibt es das Modell der Leihgrosselftern: Ältere Menschen laden die Kinder regelmässig ein. Das bewährt sich und hilft bei der Integration.

Sind Grosseltern denn immer weise und selbstlos?

Natürlich nicht. Es gibt durchaus Konflikte – heute besonders darum, weil Grossmütter wieder so gefordert sind wie dreissig Jahre zuvor, als sie Beruf und Familie unter einen Hut bringen mussten. Jetzt müssen sie sich erneut extrem gut organisieren, damit sie die von ihnen erwarteten Betreuungsaufgaben übernehmen können. Auf all diese Probleme machen jene Frauen aufmerksam, die sich für die «Grossmütter(r)evolution» zusammengeschlossen haben (vgl. Kasten). Sie sagen: «Ja, es ist schön, die Enkel zu hüten. Aber wir wollen es freiwillig tun – und nicht, weil es nicht anders geht. Unsere Leistungen sollen wahrgenommen und anerkannt werden.»

Heisst Anerkennung auch finanzielle Abgeltung?

Es geht darum, dass die Leistungen der Grosseltern öffentlich wahrgenommen werden. Dann erst wird ihr Engagement nicht mehr als Selbstverständlichkeit gelten. Wissen weiterzugeben und Fakten zu vermitteln, steht am Anfang jeder Veränderung. Nur wer einen Sachverhalt kennt, kann ihn verändern. Im Moment sind wir auf der Stufe von Ignorieren und Nichtwissenwollen.

Ganz konkret: An welche Veränderungen denken Sie? An mehr Kindertagesstätten?

Auch. Aber auch, dass der Staat die Leistungen der Grosseltern wahrnimmt und honoriert – zum Beispiel in Form von Steuerentlastungen.

Haben Sie zum Schluss ein paar Tipps und Empfehlungen für praktizierende und zukünftige Grosseltern?

Die Babyboomgeneration soll nicht krampfhaft versuchen, ewig jung zu sein: Auch heute dürfen Grosseltern einfach ältere Leute sein. Klarheit und Gelassenheit soll von ihnen ausgehen. Und sie sollen Perspektiven und Direktiven geben: Junge Leute brauchen Richtlinien. Grosseltern sind Vorbilder, sie können – ohne sich in die Erziehung einzumischen – Werte vertreten. Sie leben diese Werte ja auch. Eine solche Haltung ist wirksamer als tausend Worte!

INTERVIEW: RITA JOST (59), KÄTHI KOENIG (60)



«Grosseltern sollen nicht krampfhaft versuchen, ewig jung zu sein»: Pasqualina Perrig-Chiello, Generationenforscherin

Pasqualina Perrig-Chiello (58)

ist Professorin an der Universität Bern. Die Forschungsschwerpunkte der Entwicklungspsychologin sind Familien- und Generationenbeziehungen. Sie präsidierte das Nationale Forschungsprogramm «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im gesellschaftlichen Wandel». Im NZZ-Verlag sind von ihr erschienen: «In der Lebensmitte. Die Entdeckung der zweiten Lebenshälfte» (2007); «Die Babyboomer. Eine Generation revolutioniert das Alter» (2009, mit François Höpflinger). KK/RJ

GENERATIONENPROJEKTE

• Wo Leihgrosselftern vermittelt werden: www.familienkontakte.ch

• Wo die Frauen der «Grossmütter(r)evolution» zu finden sind: www.grossmuetter.ch

• Wo Grosseltern mit ihren Enkeln die Natur erleben können: www.silviva.ch
Am 3. Oktober findet im Bremgartenwald Bern ein abenteuerlicher Tag für Grosseltern und Enkelkinder statt (Treffpunkt: 10 Uhr, Busstation Länggasse).
Info: Tel. 044 291 21 91

LEBENSFRAGEN

Und das ist nun das viel gepriesene Mutterglück?

ÜBERFORDERUNG/ Kinder betreuen und erziehen kann anstrengender sein als ein bezahlter Beruf.

FRAGE: Ich bin oft überhaupt nicht die Mutter, die ich sein möchte. Obschon unsere Kinder (eineinhalb und dreieinhalb) beides Wunschkinder waren, haben sie mich irgendwie überrollt. Ich war 37 und in einer Kaderstellung, als wir uns ein Jahr nach der Geburt meiner Tochter zu einer Babypause entschlossen. Ich hatte mir von jeher Kinder gewünscht und war glücklich, als ich schwanger wurde. Die Doppelbelastung Kind und Beruf war aber von Anfang an erheblich, denn meine Tochter brauchte wegen einer Krankheit spezielle medizinische Betreuung. Das Schlafmanko und die Sorge um sie brachten mich oft an den Rand der Erschöpfung. Mein Mann ist beruflich sehr gefordert. Er entlastet mich kaum. Er findet, ich hätte Glück, dass ich nicht arbeiten muss. Dabei war meine sehr anspruchsvolle Berufstätigkeit ein Sonntagsspaziergang verglichen mit meinem jetzigen Pensum. Wir haben keine Eltern in der Nähe und keine Zeit, Freundschaften zu pflegen. Ich bin den ganzen Tag mit den beiden allein, und besonders gegen Abend verliere ich manchmal die Nerven und schreie nur noch herum. Und wenn ich dann ihre erschreckten Gesichter sehe, könnte ich in den Boden versinken vor Scham. A. F.

ANTWORT. Liebe Frau F., der psychische und finanzielle Aufwand für ein Kind lässt sich nie im Voraus berechnen. Kin-

der fordern uns heraus und zeigen uns unsere Grenzen. Das kann eine harte Lektion sein. Situationen, die uns an den Rand bringen, können Verhaltensweisen zur Folge haben, die uns beschämen. Kleinkinder setzen Strategien, die im Berufsleben erfolgreich sind, mühelos ausser Kraft. Da findet sich eine Kaderfrau, die umsichtig disponierte und den Laden im Griff hatte, plötzlich zwei unberechenbaren kleinen Chaoten ausgesetzt, die nur begrenzt zu steuern sind und sehr mühsam werden können. Dass die Schnüggelchen gleichzeitig die liebsten und herzlichsten sind, macht die Sache zwar sinnvoll, aber nicht einfacher. Die Realitäten der kindlichen Entwicklungsphasen, aber auch das Zusammenspiel und die Dissonanz zwischen dem Charakter des Kindes und dem der Mutter verursachen Reibungspunkte, die sehr irritierend sein können. Das ist normal. Mütter von Kleinkindern sind am Abend oft fix und fertig und kaum noch imstande, quengelige Kinder zu beruhigen.

Liebe Frau F., Sie sind nicht die Einzige, die in einer solchen Situation manchmal die Nerven verliert. Herumschreien, um Dampf abzulassen, ist nicht erfreulich, aber auch keine Katastrophe, wenn es nicht zu häufig vorkommt. Was nicht

geschehen darf, sind Entwertungen des Kindes, Drohungen oder Tätlichkeiten. Wenn das der Fall ist, müssen Sie Hilfe suchen, zum Beispiel beim Elternnotruf, 044 261 88 66, der rund um die Uhr zur Verfügung steht.

Versuchen Sie, sich jeden Abend an die guten Momente zu erinnern, die Sie tagsüber mit den Kindern hatten. Auszeiten für Sie sind nicht nur erlaubt, sondern notwendig. Sie, liebe Frau F., erfüllen eine wichtige Arbeit. Machen Sie sich bewusst, was Sie den ganzen Tag leisten, auch wenn es niemand sieht. Sie müssen nicht so perfekt sein, wie Sie es vielleicht möchten. Lassen Sie sich die Freude an Ihren Kindern nicht durch übertriebene Idealvorstellungen nehmen. Machen Sie sich nicht zu viele Sorgen: Kinder sind widerstandsfähig. Sie verkraften eine hin und wieder herumschreiende Mutter, wenn die Beziehung grundsätzlich stimmt.

IN DER RUBRIK «Lebens- und Glaubensfragen» beantwortet ein theologisch und psychologisch ausgebildetes Team Ihre Fragen. Alle Anfragen werden beantwortet. In der Zeitung veröffentlicht wird nur eine Auswahl.

SENDEN Sie Ihre Fragen an: «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich lebensfragen@reformiert.info



SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Die Bekenntnisse des Reisemuffels Lorenz M.

AMBIVALENZ. Freust du dich? Die Frage wird mir vor jeder grösseren Reise gestellt. Pflichtgemäss sollte ich mit Ja antworten. Doch ich zögere: Na ja, eigentlich schon, aber wenn ich es mir recht überlege, vielleicht doch nicht so. Reisen ist anstrengend. Manchmal auch unangenehm. Und am schönsten ist es ohnehin ... Ja, wahrscheinlich bin ich ein Reisemuffel.

MÜHSAL. Es beginnt schon beim Packen, das sich quälend in die Länge ziehen kann. Dann geht es so richtig los: Schlange stehen vor irgendwelchen Schaltern. In ein Verkehrsmittel eingepfercht werden, eng umschlossen von Mitreisenden, die sich vielleicht alle freuen und dies im schlimmsten Fall auch noch laut kundtun. Irgendeinmal irgendwo ankommen, aussteigen und wieder vor irgendwelchen Schaltern endlos Schlange stehen. Ist auch das überstanden, geht es weiter mit Umherirren, Auskunft suchen, Billette lösen, Bus suchen, Strasse suchen, Unterkunft suchen, Preise aushandeln und so weiter.

ANEMONEN. «Wie muss man gebaut sein, um das zu ertragen?», fragte der österreichische Schriftsteller und Diplomat Alexander von Villers, schon Mitte des 19. Jahrhunderts. Reisestress gab es offenbar schon damals, im Zeitalter der Pferdekutschen. «Spreche mir niemand vom Genuss des Reisens, ich glaube nicht daran», muffelte er. Seine Alternative: «Lieber Anemonen und Zykamen, Farnkräuter und Haselnüsse und Berberitzen blühen sehen und Heckenrosen.» Das tönt gut.

BLICKWECHSEL. Warum reise ich überhaupt? Ich könnte mir die Antwort leicht machen und sagen: wegen meiner reisefreudigen Frau. Aber es steckt mehr dahinter: Ich reise, um einfach einmal weg zu sein, um andere Welten zu erleben – und dann wieder heimzukehren. Die Rückkehr ist jedes Mal ein Erlebnis. Ich sehe meine vertraute Umgebung mit ganz anderen Augen. Was ich längst zu kennen meinte, zeigt sich in einem neuen Licht.

ZIMMER. Das Nächste ist merkwürdigerweise oft das Fernste. Als die grossen Seefahrer im 18. Jahrhundert immer weiter entlegene Weltgegenden zu bereisen begannen, erkundete der französische Lebeamte Xavier de Maistre die Exotik der nächsten Nähe. Er nutzte einen schwächlichen Hausarrest für Reisen durch sein Zimmer. Sorgfältig protokollierte er seine Erlebnisse zwischen Bett und Schreibtisch, Sofa und Fenster. Im Mikrokosmos der eigenen vier Wände erfuhr er erstaunlich viel über sich und die Welt.

WEG. Meinerseits werde ich mein Zimmer bald verlassen: Wir besuchen demnächst für ein paar Wochen eine der schönsten Ecken der Welt. Furchtbar weit entfernt von hier. Aber ich bin schliesslich kein Stubenhocker, sondern ein Reisemuffel. Das ist etwas anderes. Und, bitte, fragen Sie mich nicht, ob ich mich freue. Ich weiss es nicht.



KATRIN WIEDERKEHR Buchautorin und Psychotherapeutin mit Praxis in Zürich kawit@bluewin.ch



Das Denkmal Hebels auf dem Peterskirchplatz

Johann Peter Hebel – sein Basel, seine Zeit

LESERREISE/ Der Hebel-Kenner Niklaus Peter und «reformiert.» laden zu einer Erinnerungsreise ein.

Das Lied «Z Basel a mi Rhi» ist Baslern und Heimwehbaslern lieb und vertraut. Vielleicht vermag es – oder besser sein Autor, Johann Peter Hebel – auch Leserinnen und Leser aus dem Kanton Zürich nach Basel zu locken. Dieses Jahr wird der 250. Geburtstag des Dichters gefeiert, der seine Jugend in Basel verbracht und sich Zeit seines Lebens nach der Stadt zurückgesehnt hat. «reformiert.Zürich» nimmt das Jubiläumsjahr zum Anlass, um zu einer Hebel-Reise einzuladen. Dr. Niklaus Peter, Pfarrer am Fraumünster, kennt und liebt den Dichter. Er wird an verschiedenen

Erinnerungsorten von Hebel erzählen und seine Geschichten und Gedichte aufleben lassen: im Geburtshaus, in der Peterskirche, auf der Pfalz, im Münsterkreuzgang und im Kirschgarten- und Augustinermuseum. Schon die Orte allein machen deutlich, dass Hebel nicht einfach ein Heimatdichter war, sondern ein mit der Aufklärung vertrauter Theologe, ein neugieriger Naturforscher, ein skeptischer und doch zuversichtlicher Christ.

Die Führung am Samstag, 23. Oktober, dauert von 10 bis 17 Uhr, die vom 24. Oktober von 14 bis 18.30 Uhr.

TREFFPUNKT in der Schalterhalle des Basler Bahnhofs SBB. Die Fahrt nach Basel ist individuell. Besammlung am Samstag um 10 Uhr (Abfahrt Zürich HB: 9.02), am Sonntag um 14 Uhr (Abfahrt Zürich HB 13.02).

Am Samstag können sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer über Mittag an den verschiedenen Ständen der Basler Herbstmesse auf dem Petersplatz verpflegen.

KOSTEN: Fr. 25.–, Fahrt und Verpflegung nicht inbegriffen.

ANMELDEALON

- Ich/Wir nehme(n) am Ausflug vom 23. Oktober teil.
- Ich/Wir nehme(n) am Ausflug vom 24. Oktober teil.

Name, Vorname: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____ Telefon: _____

Anzahl Personen: _____ Unterschrift: _____

Talon bitte bis 30. September 2010 einsenden an: «reformiert.», Leserreise, Postfach, 8022 Zürich, Tel. 044 268 50 00, Fax 044 268 50 09. Beschränkte Teilnehmerzahl; Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt.

marktplatz.

INSERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 31

«LiebesElternPaar»
Ein sinnliches Wochenende für Eltern,
die mal wieder Paar sein möchten.
T 044 860 04 84
www.paare.ch

Seit 16 Jahren finden Singles ihren Wunschpartner bei
PRO DUE
Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten
in Kontakt, die gut zu Ihnen passen. Machen auch Sie diesen
Schritt und verlangen Sie unsere Informationsunterlagen.
ZH 044 362 15 50 www.produe.ch

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel 061 313 77 74
Bern 031 312 90 91
Ostschweiz 071 640 00 80
Zürich 052 672 20 90 www.zum-du.ch

**Hier könnte
Ihr Inserat
stehen!**
Ein Inserat dieser
Grösse kostet Fr. 230.–.
Damit erreichen Sie
252 656 Leser im
Kanton Zürich.
Dodo Bader, Telefon direkt: 044 268 50 31

Eric Berne Institut Zürich
Institut für Transaktionsanalyse

Wochenendseminar (TA 101)
**Einführung in die Theorie und Praxis der
Transaktionsanalyse**
→ 17. – 19. September 2010

Kraft im Konflikt
**Vier Module zur Erweiterung der Kritik- und
Konfliktfähigkeit**
→ Modul 1: 15. – 17. Oktober 2010

Infoabend
**Grundausbildung in Transaktionsanalyse
Lehrgang 31 (Beginn Februar 2011)
und alle andern Angebote**
→ 16. September 2010 von 19 – 21 Uhr
ohne Voranmeldung!

Kontakt und Unterlagen:
CH-8008 Zürich, Dufourstrasse 35
Telefon 044 261 47 11
www.ebi-zuerich.ch

Sich zu Hause fühlen. Hell heisst bei uns wirklich hell und freundlich von der Juniorsuite bis zum Familienzimmer. Geniessen Sie 3-Stern-Service der Oberklasse auch im Speisesaal. Für ein romantisches Weekend oder erlebnisreiche Ferientage.
Hotel Artos, 3800 Interlaken, T 033 828 88 44, hotel-artos.ch

IN TRAUER – ALLEIN?
Verwitwete, trauernde Partnerinnen und Partner,
treffen sich an einem Wochenende
in Gunten im Parkhotel am Thunersee
Samstag, 6. bis Sonntag 7. November 2010

Auskunft und detaillierte Unterlagen:
Frau Weber, Handy 079 79 107 32
oder Parkhotel Gunten 033 252 88 52.
Falls keine Antwort: Teilen Sie mir bitte
Ihre Telefonnummer auf dem Handy mit.
Ich rufe Sie gerne zurück.

**Das kleine, sonnige
Ferienparadies über dem
Thunersee.**

Ferien im Sunnehüsi sind Lichtpunkte für den Alltag!
Gönnen Sie sich eine frohe Ferienwoche in unserem schön
gelegenen, gemütlichen Haus.

Lassen Sie sich von uns verwöhnen!
Aus unserem Ferienwochenprogramm:

2. bis 9. Oktober 2010
Ferien- und Bibelwoche für Frauen
mit Frau Pfr. Lotti Schum, Muri, und
Therese E. Balmer Moosseedorf,
«Gott schreibt Geschichte auch mit
uns»

8. bis 12. November 2010
Tage der Stille und der Ermutigung
(Im Schatten deiner Flügel...
Stille erleben...)
mit Pfr. Fritz Bangarter,
Wangen a. d. Aare

13. bis 20. November 2010
Voradventliche Besinnungswoche
mit Pfr. Fritz und Lorli Grossenbacher,
Burgdorf

28. November bis 4. Dezember 2010
Adventswoche: Unterwegs zum Licht
Weg vom Weihnachtsrummel laden

wir Sie ein zu einer Woche
entspannter Kreativität. Sie sollen
sich wohlfühlen und aufatmen
können an Leib, Seele und Geist.
Team mit Pfr. Elisabeth Bürki-
Huggler, Faulensee
Gerne senden wir Ihnen die
Unterlagen zu

Über Weihnachten und Neujahr:
Basinliche, frohe Feiern am
Heiligen Abend und Silvester.
Dazwischen viel Singen und Musik
in festlicher Atmosphäre

PS. Angebot für Kirchengemeinden: 2011 und 2012 haben
wir noch freie Termine für
Seniorenferien. Unser Haus ist
bestens dafür geeignet.
Wir freuen uns auf Ihre Anfrage!

Anfragen und Anmeldungen an:
Hedwig Fiechter, Hotel Sunnehüsi, 3704 Krattigen
Tel. +41 33 654 92 92, Fax: +41 33 654 19 76
E-Mail: info@sunnehuesi.ch, www.sunnehuesi.ch

**volks
hochschule
des
kantons
zürich** ab sept. 2010

- Achtsamkeit und Spiritualität
- Mehr Zeit mit Zen-Meditation
- Mystik als Lebensform
- Die Benediktsregel – die erfolgreichste (Kloster-)Regel
- Der Jakobsweg im heiligen Jakobsjahr 2010

Programm www.vhszh.ch T 044 205 84 84

Selbsthilfe im Kanton Zürich
Sind Sie in einer schwierigen Lebenssituation? Suchen Sie
nach neuen Perspektiven? Möchten Sie sich mit Menschen
austauschen, die Ähnliches erleben?

Im Kanton Zürich gibt es rund 250 verschiedene Selbsthilfe-
gruppen. Wir informieren Sie gerne über das Angebot in Ihrer
Region.

Selbsthilfezentrum Zürcher Oberland
Tel. 044 941 71 00, www.selbsthilfezentrum-zo.ch

Selbsthilfezentrum Region Winterthur
Tel. 052 213 80 60, www.selbst-hilfe.ch

Selbsthilfezentrum Offene Tür Zürich
Tel. 043 288 88 88, www.offenetur-zh.ch

**Im Kleinen
Grosses
bewirken**

Mit Ihrer Spende
machen Kleinbauern
Boden gut.

HEKS
Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz

www.heks.ch
PC 80-1115-1

REFORMIERTE LANDESKIRCHE AARGAU

Das Alter neu erfinden
Interdisziplinärer Kongress zum
Wandel der dritten Lebensphase

**Samstag, 6. November 2010, 9 bis 17.15 Uhr,
Kultur und Kongresshaus Aarau**

mit Referaten von
Prof. Dr. rer. phil. Peter Gross,
Soziologe, St. Gallen
Dr. theol. Elisabeth Moltmann-Wendel,
Theologin, Tübingen
Martin Mezger, focus ALTER, Theologe
und Publizistikwissenschaftler, Zürich
Julia Onken, Psychologin und
Psychotherapeutin, Amriswil

Weitere Seminare und Kurzreferate über:
gesellschaftliche und ökonomische Aus-
wirkungen; Einsamkeit, Sucht – die Schatten-
seiten des «Golden Age»; Körper, Gesundheit
und Sex versus Gebrechlichkeit; Religion
und Spiritualität im Alter; Veränderungen in
der kirchlichen und sozialen Freiwilligenarbeit;
finanzielle Probleme.

Auftakt am Freitag, 5. November, 19 Uhr:
Szenische Improvisation mit dem Playback-
Theater Zürich, anschliessend Podiums-
gespräch über das neue Alter und unsere
Gesellschaft

Informationen: www.ref-ag.ch/kongress
veranstaltet von der
Reformierten Landeskirche Aargau
5001 Aarau, Telefon 062 838 00 18,
kongress@ref-aargau.ch

Kosten: Fr. 180.– (inkl. Essen, Dokumentation)

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Wir suchen für unsern Bereich Ökumene, Mission,
Entwicklungszusammenarbeit und Migration

auf den 1. April 2011

**Leiterin / Leiter
Bereich OeME-Migration (80 %)**

Ihre Kernaufgaben

- Operative Leitungsverantwortung für alle Tätigkeiten des Bereichs
- Führung des Bereichs (10 Mitarbeitende)
- Leitung der Fachstelle Ökumene, Mission, Entwicklungszusammenarbeit
- Vertretung des Bereichs auf kantonaler, schweizerischer und internationaler Ebene
- Inhaltliche Arbeit in den Gebieten Weltweite Ökumene, interreligiöser Dialog, Mission, Entwicklungszusammenarbeit
- Theologische Grundlagenarbeit in diesen Fachgebieten

Ihr Profil

- Abgeschlossenes Hochschulstudium in Theologie, vorzugsweise Pfarrperson
- Berufserfahrung in einem der oben genannten Themengebieten
- Ausländerfahrung in einem der Themengebiete erwünscht
- Führungsqualifikationen und -erfahrung
- Visionäres und strategisches Denken
- Rhetorische Fähigkeiten und Freude am Formulieren von Texten
- Kreativität bei der Mitgestaltung kirchlicher und gesellschaftlicher Prozesse
- Gute Sprachkenntnisse in Wort und Schrift in Deutsch, Französisch und Englisch
- Kirchliches Engagement (Mitglied einer Kirche des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes oder der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa)

Wir bieten Ihnen eine anspruchsvolle Führungsposition mit attraktiven Anstellungsbedingungen. Ein motiviertes Team freut sich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen.

Ihre schriftliche Bewerbung senden Sie bis 7. Oktober 2010 an den Personaldienst der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Postfach, 3000 Bern 23.

Auskünfte erteilen gerne die zuständige Synodalrätin Pia Grossholz-Fahrni, Tel. 031 951 81 76, pia.grossholz@bluewin.ch und der Stelleninhaber Albert Rieger, Tel. 031 313 10 13, albert.rieger@refbejuso.ch

Weitere Infos: www.refbejuso.ch

ENGADINER HERBSTHITS NR. 1

27. September – 1. Oktober 2010
Psalmen – spirituelle Poesie der Bibel
Morgensgespräche über Theologie
und Glauben mit Pfr. Marc Mettler,
aus Sumiswald im Emmental.

3. – 9. Oktober 2010
**Josef und seine Brüder – eine
biblische Komödie**
mit Frau Pfr. Käthy LaRoche und viel
Zeit zum Sein, Denken und Wandern.

3. – 9. Oktober 2010
„bildendes“ Abendprogramm
mit Film und Literatur oder umgekehrt
mit Walo Deuber, Autor, Filmer und
Hochschuldozent.

**Goldener Herbst im Engadin – 7 x schlafen / 6 x bezahlen, inkl. allen Bergbahnen
und herrlicher Aussicht / ab 16. Oktober bis Ende November 2010 Randolins zum ½ Preis
bei ganzer Leistung! Details unter www.randolins.ch / 081 830 83 83 / Herzlich Willkommen.**

ABSolut sinnvoll.
Die ABS ist Ihre Alltagsbank.

Wir bieten Ihnen ein breites Kontosortiment,
Firmenkredite, Hypotheken, Anlageberatung und Vorsorge-
lösungen. Immer dabei: Transparenz, ökologische
und soziale Verantwortung. Damit Ihr Geld Sinn macht.
→ Der Weg zur echten Alternative: www.abs.ch

**ALTERNATIVE
BANK
SCHWEIZ**

Olten
Lausanne
Zürich
Genf
Bellinzona

Alternative Bank Schweiz AG
Beratungszentrum Zürich
Molkenstrasse 21, Postfach
8026 Zürich, T 044 279 72 00
www.abs.ch, zuerich@abs.ch

Besuchen Sie uns im neuen Beratungszentrum Zürich an der Molkenstrasse 21. Wir freuen uns auf Sie.



«Wer nichts von der Welt gesehen hat, kann nicht Seelsorger sein»: Markus Cott, IKRK-Delegierter

«Orte sind unwichtig – die Menschen zählen»

PORTRÄT/ Markus Cott erzählt von seiner Arbeit beim Roten Kreuz und warum es im Iran die besten Partys gibt.

Mit grossen Schritten eilt Markus Cott durch die Kirchgasse in Chur. Seine Schuhe klacken auf dem Kopfsteinpflaster, die helle Lederjacke hängt über der Schulter. «Bin gerade dabei, mein Maiensäss in Tinizong zu renovieren», entschuldigt er seine Verspätung. Markus Cott ist Delegierter des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (IKRK). Wenn er ferienhalber in Graubünden weilt, sind seine Tage ausgebucht. Nebst dem Familien- und Freundeskreis geniesst er Konzert- und Theaterbesuche – dazu kommt er an seinem jetzigen Arbeitsort selten.

UNBESCHREIBLICH. Seit zehn Jahren ist der Bündner beim IKRK. Nach mehreren Einsätzen in Afrika kam er 2006 in den Iran. Die Region habe ihn schon immer fasziniert: voller Rätsel, mit einer Landschaft, wie sie auch er, der Vielgereiste, zuvor noch nie gesehen habe. Diese Einzigartigkeit spiegelt sich auch in der Bevölkerung. «Die Iraner sind sehr selbstbewusst, was einen Ausländer ständig herausfordert», sagt Markus Cott. Man tut gut daran, als Erstes die Regeln des Tarouf zu lernen: die Kunst des Austeilens und Interpre-

tierens von Höflichkeitsfloskeln. Ein Jahr habe er gebraucht, um sich in die iranische Gesellschaft einzuleben. Dass westliche Medien, wenn sie den Iran thematisieren, meist nur über Hinrichtungen oder das für Frauen verordnete Tragen des Hijab berichteten, bedauert er. Die weit wichtigeren Probleme seien wirtschaftlicher Natur, findet der 41-jährige Theologe: vorab die immense Jugendarbeitslosigkeit von nahezu dreissig Prozent. «Es gibt eine ganze Generation von Jugendlichen mit Universitätsabschluss, die keine Arbeit haben.» Die junge iranische Bevölkerung sei blockiert, habe keine Zukunft – und deshalb mache sich auch «eine Neigung zur Oberflächlichkeit» bemerkbar: «Man will nicht an morgen denken und geniesst das Leben, so gut es geht.» Und so ausgelassen es geht: «Im Iran», so Markus Cott, «gibt es die besten Partys.»

UNGERECHT. Der Iran ist noch immer mit der Aufarbeitung des ersten Golfkriegs (1980–1988) beschäftigt. Nach wie vor würden Tausende Toter vermisst. Als IKRK-Mitarbeiter half Cott bei deren Suche und Überführung in die Heimat. Seine Hauptaufgabe

jedoch war die Öffentlichkeitsarbeit: Er organisierte Konferenzen – auch zu den Folgen des Kriegs für die Umwelt –, gab Medienleuten Auskunft, referierte an Universitäten.

Seit 2009 ist er nun in Afghanistan tätig und versucht dasselbe zu tun, was er im Iran tat: Netzwerke aufzubauen und zu pflegen – auch mit der Opposition, den Taliban. Das IKRK erhofft sich eine Annäherung der beiden Länder. Rund eine Million Afghanen leben illegal im Iran – ihre Situation würde sich mit einer Lockerung der Grenzbestimmungen verbessern.

UNREIF. Markus Cott spricht leise, aber präzise. Vor seiner Zeit beim IKRK arbeitete der katholische Theologe als Pastoralassistent am Zürichsee. «Die Arbeit gefiel mir», sagt er, doch er habe sich «zu unreif» gefühlt, um in der Gemeinde wirklich Neues zu bewirken. «Wer nichts von der Welt gesehen hat, kann nicht den Anspruch haben, Seelsorger sein.»

Er selbst hat noch nicht genug gesehen. Wohin es ihn nach Afghanistan verschlägt, weiss er noch nicht. «Orte sind nicht wichtig. Es sind die Menschen, die zählen.» RITA GIANELLI

Ein Theologe

Markus Cott wuchs im romanischsprachigen Tinizong nahe Savognin im Surses auf. Nach dem Gymnasium an der Klosterschule Disentis studierte er katholische Theologie in Chur, später am Institute Catholique in Paris (Religionswissenschaften und Philosophie) und in London (Sozialpolitik in Entwicklungsländern). Seit 2000 ist er Delegierter des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (IKRK).

www.icrc.org

GRETCHENFRAGE

STEFAN HAUPT, FILMREGISSEUR

«Ich bin ein Teil des Ganzen»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Haupt?

Sie ist für mich Ausdruck der menschlichen Suche nach Verbundenheit, nach Erkenntnis, nach Heimat und Sinn, Verantwortung und Liebe. Die Mythen, die sich in den Religionen finden, diese «Masken Gottes», interessieren mich.

Sie glauben an Gott?

Ich glaube an die Kraft des Lebens mit all seinen Schönheiten und Abgründen. Dieser höheren Macht einen Namen zu geben oder sie einer einzigen Religion zuzuordnen, liegt mir allerdings nicht.

Und welche Rolle spielt dieser Glaube in Ihrem Leben?

Ich weiss, dass ich ein Teil des Ganzen bin. Ich versuche wahrzunehmen, was um mich und in mir ist. Davon werden auch meine Filme beeinflusst.

Ihr neuester Film, «How About Love», handelt von der Midlife-Crisis eines Chirurgen, der sich in eine junge Frau verliebt – warum aber muss die Geschichte in einem thailändischen Flüchtlingscamp spielen?

Es ist ja nicht einfach eine Midlife- und Dreiecksgeschichte. Es geht auch darum, dass sich einer humanitär engagiert und dabei aus der Bahn geworfen wird. Er will das Gute und verursacht viel Leid.

Und warum gerade Asien?

Da sind auch persönliche Erfahrungen eingeflossen: Meine Eltern nahmen vor dreissig Jahren zwei Flüchtlinge aus Kambodscha auf – im Rahmen einer Heks-Freiplatzaktion. Ich erinnere mich noch gut an die beiden Kambodschaner: Sie hatten Schauerliches gesehen – Vergewaltigungen, Verstümmelungen – und waren davon gezeichnet.

Heks? Sie sind also in einem kirchlichen Milieu aufgewachsen.

Ja, meine Eltern waren in der Evangelisch-methodistischen Kirche (EMK) aktiv. Ich selbst habe viel Ambivalentes in der Kirche erlebt: einerseits eine tiefe, seelenvolle Gemeinschaft, gleichzeitig viel Einengendes – gerade in Bezug auf Liebe. Die kirchlich gepredigte Liebe fand ich unausgewogen: Aggression oder Hass durfte es nicht geben – aber wo gehen dann diese Gefühle hin?

INTERVIEW: MARTIN LEHMANN, CHRISTINE STARK

CARTOON CHRISTA

JÜRIG KÜHNLI



VERANSTALTUNGEN

JUBILÄUM BONSTETTEN KIRCHE IN SPEZIELLEM LICHT

Vom 24. bis 26. September feiert die Kirchgemeinde Bonstetten das 500-Jahr-Jubiläum ihres Gotteshauses. Am Freitagabend von 20 bis 23 Uhr erstrahlt die Kirche als «temporäre Lichtskulptur» – dank der Inszenierungen des weltbekannten Lichtkünstlers Gerry Hofstetter. Das Thema «Licht» nimmt Pfarrerin Susanne Ruegg im Festgottesdienst auf; einmal von 20.30 bis 21 Uhr, zum zweiten Mal von 21.30 bis 22 Uhr. Am Samstag wird ein Fest-

programm für Jung und Alt angeboten: ein Konzert des Musikvereins, Skulpturen gestalten, Spiele und ein gemeinsames Nachtessen. Um 19.30 Uhr folgt das clowneske Theaterstück «Avanti» der «Compagnia Due». Am Samstag und Sonntag sind im Kirchgemeindesaal und in der Kirche historische Fotos und Filmdokumente von Bonstetten zu sehen. KK

INFORMATIONEN unter: www.kirchebonstetten.ch



STEFAN HAUPT, 49, ist Regisseur und Filmmacher in Zürich (u. a. «Elisabeth Kübler-Ross: Dem Tod ins Gesicht sehen», «Ein Lied für Argyris»). Sein neuester Film «How About Love» läuft ab 26. August im Kino.